

Reise in die Mongolei 2005

"Die Pferde? Die wirst Du nicht mögen," sagt eine reitbegeisterte Kollegin, "so klein und mit diesen Trippelschrittchen..." Die Mongolei...? Die kann man nicht beschreiben, die mußt Du erleben," lacht eine andere.

Die eine hatte Unrecht, die andere hatte Recht. Die Eindrücke sind so groß und anders, daß keine Beschreibung richtig paßt, und die Pferde - in die habe ich mich sofort verliebt. Die rennen nicht, die FLIEGEN, unermüdlich und ohne einen falschen Schritt über Erdhörnchenlöcher, Gräben und Sümpfe, sie zögern nicht, verlängern oder verkürzen nur zielsicher einen Galoppsprung ... unsere almerprobten Haflinger sind unbeholfene Stadttrampel dagegen ... und irgendwann denkst Du, sie müßten müde werden - doch die legen noch zu ... Wenn Du ihnen vertraust und sie in Ruhe läßt, geben sie Dir alles, ihre Kraft, ihre Zuverlässigkeit, ihre Sensibilität. Nach ein paar abendlichen Überstunden einigten mein kleiner, stämmiger Gitano und ich uns auf eine gemeinsame Sprache - und das war das größte Geschenk - alles andere, die großartige Landschaft, die Gastfreundschaft, der Geschmack von Yakbutter mit Heidelbeermarmelade auf frischem Brot, die Edelweiß-übersäten Weiden, das alles war im Bereich des Vorstellbaren - doch daß mich nach so kurzer Zeit dieses halbe Wildpferd ohne Zäumung nur mit einem Schnürchen um den Hals sicher über die Steppe tragen würde, ging über alles Vorstellbare hinaus und erfüllte mich jeden Tag mit tiefer Dankbarkeit ... der Rücken entspannte sich, sobald das lästige Eisen im Maul mal weg war, die kurzen Schritte wurden länger und jeder leise Vorschlag zu Richtung oder Geschwindigkeit zuverlässig umgesetzt. "Dein Pferd lacht ja", stellte Christian erstaunt fest. Das ist er, der Traum von Freiheit: mit einem lachenden Pferd durch eine Welt zu streifen, die aussieht, als hätten die Götter sie erst gestern erschaffen ...

Bilder aus der Mongolei kann man eigentlich nur im Herzen mitnehmen. Jedes Foto ist falsch, weil es Ecken hat - schon der Flugplatz von Mörön mit seinem winzigen Häuschen, eine Handvoll Gers in der Ferne und der riesigen abendroten Himmelskuppel rundherum paßt da nicht drauf. Zurück in Europa fällt mir auf wie eckig unsere Welt ist - auch die Natur:

Zäune, Straßen, Grenzen, jeder Wald, jede Wiese, jedes Wasser begrenzt. In der Mongolei ist die Welt rund: - Ein großer Ger, sagen die Mongolen. Und das trifft es genau - das unendliche Rund des Himmels, die weichen Berghänge an den Seiten, die grenzenlose Steppe und die spärliche Einrichtung, für jeden seiner Bewohner nur das Lebensnotwendigste, aber das ist drin - wie im Ger der Mongolen. Die Augen verändern sich dort, als würden sie weiter in den Augenwinkeln, weil der Blick so selten auf Nahes fällt. Leben im Einklang mit der Natur - bei uns ist das nur ein Wort - bei den Nomaden der Mongolei kann man sehen, daß es möglich ist. Nichts wird verschwendet, jeder Knochen noch aufgebrochen und eine Suppe davon gekocht, die Haut in Streifen geschnitten und ein Gürtel davon geflochten ...

An Naadam, sagen die Mongolen, beginnt der Herbst. Und wann ist Sommer, fragen wir erstaunt. Eine Woche vor Naadam, scherzen sie. Kein Paradies ist perfekt und glücklicherweise werden die wenigsten von uns mit ihnen tauschen wollen. Glücklicherweise haben sie ihre langen unwirtlichen Winter, die es uns erlauben, ihren kurzen, von der Zivilisation noch fast unberührten Sommer zu bestaunen ...

PEKING

Am Flughafen ist ein Haufen Zettel auszufüllen, die nachher keiner anschaut. Feuchtheiß ist es, mindestens 43°. Ein Bus holt uns ab zum Hotel. In den breiten Straßen riesig viele Autos - von wegen Fahrräder, in Peking jedenfalls nicht. Der erste Eindruck: Eine total westliche Stadt - auch in der Kleidung unterscheiden sich die Leute kaum von den Menschen in einer europäischen Großstadt im Sommer. Das Sino-Swiss-Hotel ist in der Nähe des Flughafens. Im Zimmer gibt es einen Teekoher, Teebeutel und Becher - eine sehr vernünftige Einrichtung für einen ständig durstigen Menschen wie mich. Wir schlagen uns am Nachmittag mit der U-Bahn bis zur Verbotenen Stadt durch. Karl kramt seine rudimentären Chinesischkenntnisse raus und einige sehr kontaktfreudige Chinesen helfen uns, den Weg zu finden. Der Tiananmen, der Platz des Himmlischen Friedens wirkt weniger pompös als in den Fernseh Bildern, die man kennt. Die Verbotene Stadt macht leider schon zu, wir sehen nur die Menschenmassen in den Eingängen. Machen das obligate Erinnerungsphoto mit Mao-Bildnis über dem Eingang. Für

mehr ist die Zeit zu knapp. Auf dem Rückweg schlendern wir durch das Einkaufszentrum bei der U-Bahn - auch dort sieht es international langweilig und konsumorientiert aus wie bei uns.

ULAN BATOR

Am Flughafen Peking arbeiten wir uns wieder durch eine endlose Anzahl von Zetteln, die auszufüllen sind und die dann niemand anschaut, weil diese Flut von Papier überhaupt nicht zu bewältigen wäre. Besonders scharf wird nach Alkohol gesucht - und leider entdecken die Zollbeamten Karls Flachmann mit echtem Tiroler Enzian für alle Fälle. Trotz seiner Chinesischkenntnisse kann er sie nicht von der ausschließlich medizinischen Bedeutung des Getränks überzeugen. Unbeeindruckt stellen sie ihn vor die Wahl: entweder sofort extrinken oder in den für derartige Funde bereitgestellten Behälter kippen. Karls Enzian gluckert in ein Gemisch internationaler Spirituosen und Karl verschmerzt den Verlust bis zum Ende der Reise nicht wirklich.

Vom Flugzeug aus sehen wir unter uns Wüstenlandschaft endlos. Die dunklen Flecken im hellbraunen Sand halten wir zuerst für Seen, bis wir verstehen, daß es nur die Schatten der Wolken unter uns sind. So geht es fast zwei Stunden lang. Erst beim Landeanflug sehen wir die ersten runden weißen Gers und winzig klein ein paar Tiere. Am Flugplatz von Ulan Bator geht es schon wesentlich lockerer und unbürokratischer zu als bei den Chinesen. Wir werden von einer zierlichen hübschen Mongolin abgeholt. Muggy heißt sie, spricht deutsch und stellt sich als unsere Betreuerin von Hovsgol-Travel vor, dem einheimischen Touristenunternehmen, mit dem Mireille und Chris zusammenarbeiten. Der Flugplatz liegt außerhalb der Stadt. Ein grauer russischer Kleinbus, der aussieht wie aus einem Agentenfilm der 60er Jahre, bringt uns zum Hotel. Auf der breiten Straße mitten durch die sandige Steppe fahren 40 Jahre PKW-Geschichte. Was schon hier auffällt: Jedes zehnte Auto ist ein hochpotenter, moderner Jeep - und wie die in ein armes Drittweltland kommen, darüber machen wir uns später so unsere Gedanken. Über der Straße riesige Werbeposter in einem Stil, der die Agentenfilmatmosphäre noch ausmalt. Ulan Bator Stadt verdichtet sich um uns herum und irgendwie glaubt man gar nicht, daß so etwas Surreales Wirklichkeit sein soll. Es sieht aus wie in einer aufgelassenen Goldgräberstadt nach einem Bombenangriff, wo die Menschen aus den Schutt der Zivilisation irgendetwas zusammensammeln. Russische Billigwohnblocks, zum Teil reichlich baufällig, dazwischen Holzbuden, mongolische Gers, und dann wieder ganz unvermittelt und halb fertig deutsche Wohnburgen, glatt, sauber, begehrt und für die Wohlhabenden, wie Muggy

berichtet, denn aus irgendeinem Grund, den ich bis heute nicht weiß, ist die Mongolei seit einiger Zeit bei den Deutschen hoch im Kurs. Sie investieren, bauen und betreiben sogar eine Brauerei mit einer Art Hofbräuhaus. Außerdem berichtet Muggy auf dieser etwa halbstündigen Busfahrt von den Chinesen, die zunehmend in die Mongolei strömen. Offenbar sind sie nicht sehr beliebt. Sie wollen die mongolischen Frauen heiraten und nicht arbeiten, sagt Muggy naserümpfend. Wir fahren über die Freundschaftsbrücke, die die Russen gebaut haben. Von ihnen spricht Muggy mit einer etwas hölzernen Anerkennung: Unsere großen Brüder, sagt sie, sie haben viel gebaut und Dinge wie Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser und die Eisenbahn in die Mongolei gebracht. Die Straßenbeleuchtung draußen auch - aber sie konnten sie nicht fertig machen, als sie 1990 gingen, die Kanalisation wohl auch nicht, die Bürgersteige sind nur geschottert und, wer in die offenen Kanallöcher fällt, hat Pech gehabt. Wir fahren am Parlamentsplatz vorbei und am Schwarzmarkt. Gabrielle, die lange in Russland gelebt hat, ist begeistert. Wie in Russland, stellt sie immer wieder fest, und man weiß nicht so genau, ob das ein Lob ist oder was sonst. Jedenfalls unterhält sie sich mit Muggy und dem Busfahrer auf russisch und ich genieße das Sprachengemisch aus Deutsch, Englisch, Italienisch und Russisch.

Die Flut eigenwilligster Eindrücke ist kaum zu verarbeiten so schnell - der Bus fährt von der breiten mit Hochhäusern, Gers und Wellblechbuden gesäumten Straße in den Hof von Hovsgol-Travel, die hier ihr zentrales Reisbüro und Hotel haben, ein bescheidenes zweistöckiges Haus, sehr sauber und gepflegt. Hier erwartet uns gleich eine Hiobsbotschaft: Eines der beiden Flugzeuge, das uns nach Mörön bringen soll, ist leider in der Steppe liegengeblieben und muß erst flottgemacht werden, deshalb verzögert sich der Abflug um einen Tag. Sandro, der schon genug hat von Hotels, Asphalt und Mauern, bekommt fast einen Gefängniskoller und würde am liebsten einen Jeep mieten und auf eigene Faust in die Steppe fahren. Statt dessen gibt es erst mal in einem nahegelegenen Restaurant ein mexikanisches Mittagessen, danach wollen wir zum Entsetzen unserer Übersetzerin auf den Schwarzmarkt, der sich etwa 10 Gehminuten von unserem Hotel befindet. Mit angstgefüllten Augen - sie rechnet wohl mit schrecklichsten Verwicklungen, wenn ahnungslose Europäer in das Gewirr dieser Goldgräberstadt entlassen werden - ermahnt sie uns mindestens zehn Mal, beim Überqueren der Straßen aufzupassen, denn die Mongolen fahren mit einem Affenzahn und über alles drüber, was sich ihnen in den Weg stellt. Außerdem fleht uns Muggy an, alles, aber auch wirklich alles im Hotel zu lassen, was irgendwie für Taschendiebe interessant sein könnte - später wird sich herausstellen, daß sogar ein Päckchen Tempotaschentücher Interessenten gefunden hat: Ce`cils Jeans kommt ohne Hosenbodentasche von dem Ausflug zurück, jemand hat sie im Gedränge abgetrennt und die Taschentücher mitgehen

lassen. Vielleicht war es die Aufnahmeprüfung für den Aspiranten einer lokalen Taschendiebgilde.

Auf dem Schwarzmarkt gibt es in großer Menge und an unendlichen Ständen das internationale Angebot lebensnotwendiger Billigware von Jeans, glitzernden T-shirts, Blechgeschirr, Plastikmöbeln, scheußlichen Stoffballen, wenig vertrauenserweckenden Zuckerlen in vielerlei bunter Verpackung, Schiebermützen und wollener Unterwäsche. Dazwischen das lokale Angebot, Airag, vergorene Stutenmilch z.B.. In den blauen Plastikfässern, die bei uns mit den diversen Flüssiggiften für den Einsatz im Obstbau gefüllt sind, wird sie offen zum Verkauf angeboten. Sandro, der zuhause ja unter anderem für die Hygiene in den Käsereien zuständig ist, steht das Verzeichnis der unterschiedlichsten Erreger und die Geschwindigkeit ihrer Verbreitung in ungekühlter Milch mit Großbuchstaben ins Gesicht geschrieben, und wir hüten uns, davon zu kosten. Wesentlich mehr interessiert uns im hinteren Teil des Marktes das Einzelteillager zum Bau von Gers: die runde Kuppel in Form eines Holzspeichenrades, die rautenförmig zu ineinanderschiebbaren Wänden verbundenen Holzstäbe für die Wände, die orange-blau bemalten, niedrigen Türen, die ebenfalls orange-blau bemalten Truhen, Stühlchen und Tischchen - alles ein bisschen wie für die Puppenstube. An den Ständen daneben wird silberbeschlagenes Zaumzeug verkauft, aus per Hand in unregelmäßige Streifen geschnittenem Rohleder mit abenteuerlichen, handgeschmiedeten Wassertrensen. Ein Stück weiter ein Stand mit bunt-bestickten TschingisKhan-Stiefeln in allen Größen und die mongolischen, schwarzen Einheitsreitstiefel, die, wie wir später sehen werden, wenn sie einmal durchweicht sind, zum Trocknen samt Fuß einfach ins Feuer gehalten werden, bis sie rauchen. Spaßhalber probieren wir die traditionellen Mäntel der mongolischen Nomaden an, für die Männer aus dunklem, warmen Tuch, für die Frauen farbenfroh und aus dicker, gefütterter Seide. Doch auch bei den weichen Kamelhaar-Pullis können wir uns trotz der handelsbereiten Verkäufer nicht zum Kauf entschließen. Die Eindrücke und der Zeitsprung sind einfach zuviel. Zurück im Hotel fallen wir in einen bleiernen Nachmittagsschlaf.

Abends um zehn sind die anderen schon vom Abendessen zurück und ihrerseits bereits schlafen gegangen. Bei Erdnüssen und Dosenbier aus der Minibar hadert Sandro mit der Aussicht, morgen einen ganzen Tag in Museen und Gasthäusern zu verplempern. Ich mache mich auf die Suche nach einer Lösung und finde zwar keinen Jeep und kein Flugzeug, dafür aber, trotz der späten Stunde, den äußerst entgegenkommenden Chef von Hovsgol-Travel unten im Reisebüro. In kurzer Zeit organisiert er uns für den kommenden Tag ein Taxi, eine Übersetzerin, Lunchpakete, Pferde, einen Führer und einen Besuch bei einer Mongolenfamilie. Die Preisverhandlungen gestalten sich höchst umständlich, man merkt, daß er

auf jeden Fall einen für alle gerechten und annehmbaren Preis finden will, aber noch nicht sehr viel Übung darin hat, wie man das anstellt. Nachdem er lange mit Rechenmaschine und Computer hin- und hergerechnet hat, landet er bei 50 Dollar pro Kopf und strahlt erleichtert, als wir einverstanden sind.

Ein geräumiger Jeep mit einem fülligen Fahrer und einer entzückenden jungen Mongolin (sie studiert Englisch und wir sind ihr erster Arbeitseinsatz bei Hovsgol-Travel) bringt uns am nächsten Tag aus der Stadt. Die Wohnblocks werden weniger, die Vorstadt besteht zunehmend aus Gers, Holzhütten und vereinzelt Pferden, Ziegen, Schafen und Yaks, die aus dem staubigen Braun der Steppe letzte Wurzeln zupfen. Eine Zahlstation am Straßenrand, dann sind wir im Naturschutzgebiet Tereldsch, was soviel heißt wie Schildkröte oder Frosch nach einem großen so geformten Fels im Zentrum des Naturschutzgebietes. Kamele gibt es in der Mongolei, aber eigentlich nur weiter südlich. Hier lagern zwei Kamele mit schmucken Sätteln und einem ebenso schmucken Nomaden neben der Straße für allfällige Touristenphotos. Der Programmpunkt "visit a mongolian family" entpuppt sich als Halt bei einem Andenkenshop. Unsere erste Begegnung mit einem Ovo´ immerhin, den Kultstätten der Nomaden, die übers ganze Land verteilt sind. Sie schauen aus wie Scheiterhaufen. An den zusammengetragenen Holzstämmen und Ästen sind vor allem bunte blaue Schals, Stoffetzen und Plastikstücke befestigt. An diesen Stätten, wo man der guten Geister gedenkt, indem man sie dreimal im Uhrzeigersinn umrundet, läßt man irgendetwas zurück. Einen Stein, einen Geldschein, eine Haarspange, ein Stück Holz, eine Strähne Pferdehaar ... am besten blau - weil Blau für die Buddhisten eine wichtige Farbe ist. Wir umrunden also den Ovo´ und werfen einen Blick in die beiden Gers daneben. Die runden mongolischen Hüte gibt es zu kaufen, Zeichnungen von Pferden, Yaks und Kamelen, Filzpantoffeln, Mützen und Handschuhe aus Kamel-, Yak- und Schafwolle. Die Preise sind horrend, für eilige Amis und Japaner bestimmt, wir kaufen also nichts.

Die Steppe wird grüner und buschiger, zwischen malerischen Felsen liegen die schneeweißen Gers des Camps, das unser Ziel ist. Hovsgol-Travel unterhält mehrere Touristen-Camps in der Mongolei, die nach diesem schlichten Prinzip aufgebaut sind: ein größerer Holzrundbau in der Mitte, drumherum ein paar echte Gers, in denen man wohnen kann, daneben eine schlichte und durchaus saubere Wasch- und WC-Holzhütte. Es ist ein bisschen wie Übernachten auf der Alm bei uns. Vor dem Camp haben Nomaden zwei Gers und einen Ziegenverschlag aufgebaut. Einen Ger haben sie offenbar an zwei junge Amerikanerinnen vermietet: Ferien auf dem Bauernhof auf mongolisch ist das. Die junge Leiterin vom Camp beginnt bei unserer Ankunft ein ausführliches Handygespräch mit den Pferden, die, wie sie versichert, in einer halben Stunde da sein werden. Wir

packen unsere Lunchdosen aus, wie immer und überall gibt es heißen Tee dazu, wir plaudern, schlendern um den Ger herum, stellen fest, daß unser Mongoleiführer zumindest in drei Punkten unrecht hatte, die Mongolei stinkt nicht überall nach Hammel (leider, wäre mir lieber als Rindfleisch), diese hier ist jetzt schon die dritte oder vierte durchaus funktionstüchtige und saubere Toilette - und die Mongolen, sagt unsere Übersetzerin in etwas trotzigem Stolz sind keineswegs bitterarm, wie das in vielen Büchern steht. Wenn eine Familie 20 Pferde und 30 Schafe besitzt, ist das schließlich nicht arm - oder??? Nach eineinhalb Stunden frage ich vorsichtig, wie lange in der Mongolei eine halbe Stunde ist - in Ägypten etwa dauert eine halbe Stunde 180 Minuten - nicht daß wir ungeduldig wären, sondern nur um zu wissen, ob wir noch Zeit haben für einen kleinen Spaziergang. Die Übersetzerin sagt etwas auf Mongolisch zu unserem Fahrer und lacht herzlich über seine Antwort: " Er sagt, in der Mongolei dauert eine halbe Stunde bis morgen früh," übersetzt sie lachend.

Etwa zwanzig Minuten später ist die mongolische halbe Stunde dann doch um und die Pferde werden an den Pfosten, die vor jedem Ger hier stehen, festgebunden. Sie sind klein, etwa wie Haflinger, schmal und struppig mit zur Hälfte gestutzten Mähnen und einem dicken, buschigen Schweif. Das Sattelzeug ist für unsere Begriffe abenteuerlich. Die russischen Sättel bestehen aus einem hölzernen Sattelbaum auf dem eine Art Metallbügel befestigt ist, darauf liegt, nur mit einem geflochtenen Wollgürtel befestigt ein dick mit Wolle gefüttertes Lederkissen. Mit zwei geflochtenen Wollgürteln ist der Sattel vorne hinter den Vorderbeinen und noch einmal am Bauch etwa beim unteren Rippenansatz befestigt, dort wo bei Rodeos der Gürtel angesetzt wird, damit die Pferde anständig buckeln, alles Gewohnheitssache, wie man sieht. Das Zaumzeug besteht, wie wir es auf dem Schwarzmarkt schon gesehen haben, aus naturgrauem, per Hand in unregelmäßige Streifen geschnittenem Naturleder, nur hier ohne Silberbeschläge, die Zügel sind wohl schon öfter gerissen und einfach wieder zusammengeknotet, ein breites Nylonband ist zusätzlich am linken Trensenring befestigt, dient zum Anbinden der Pferde und wird beim Reiten, wie wir gleich darauf lernen, zusätzlich in die linke Hand genommen. Die eh schon kurzen Zügel sind bei den angebundenen Pferden so kurz am Metallbügel des Sattels verknotet, daß die Pferde regelrecht geknebelt sind. Die Begleiter der Pferde sind zu zweit, ein junger Mongole und sein etwa sechsjähriger Bruder, der mit einem buntbemalten mongolischen Holzsattel reitet (sieht ziemlich malerisch, aber unbequem aus) und sich, wie wir bald erfahren, auf seine Teilnahme beim Pferderennen zu Naadam in wenigen Tagen vorbereitet.

Unser Taxifahrer hilft beim Bügelanpassen und Nachgurten. Karl kann sich gar nicht genug freuen, daß wir in ein Land gekommen sind, wo jeder Taxifahrer

mindestens soviel von Pferden versteht wie von Autos und wo jede Übersetzerin reiten kann. Die russischen Sättel sind wider Erwarten erstaunlich bequem und die mongolischen Pferdchen kennen nur eine Geschwindigkeit: sehr sehr schnell. Das Zauberwort heißt "tschou", dann geht ein elektrischer Ruck durchs ganze Pferd und es zischt ab. Es geht durch trockene und sumpfige Wiesen, vorbei an kleineren Pferdegruppen, die gelangweilt aufschauen. Wir versuchen, uns mit den flinken Bewegungen unserer Pferdchen vertraut zu machen und irgendwie zu verstehen, was sie verstehen, wenn wir ihnen etwas mitteilen wollen. An der gegenseitigen Bereitschaft jedenfalls mangelt es nicht. Wir reiten zu dem touristischen Aussichtspunkt, der „Frosch“ oder „Schildkröte“ heißt (die menschlichen und buchförmigen Führer sind sich da nicht einig), und tatsächlich krönt diesen Ort ein sicher 25 Meter hoher Naturstein - Gletscher haben ihm zu Urzeiten die Form eines enormen Ochsenfrosches mit halb geöffnetem Maul gegeben. Es ist sonnig, heiß und trocken wie bei uns im Sommer und der lichte Hartlaub- und Nadelbuschwald riecht ein wenig mediterran. Insgesamt schaut es ein bisschen aus wie im südlichen Alpenvorland. Bei einem Holzzaun binden wir die Pferde an. Hier geht es nur zu Fuß weiter - eine breite Treppe mit unendlich vielen Stufen hinauf zu einem buddhistischen Kloster. Das Kloster ist leider verschlossen, ein zierlicher Holzbau mit Pagodendach, über und über mit fröhlichen orange-blauen Ornamenten bemalt, die Giebel mit geschnitzten Tieren geschmückt. Etwas weiter unten die - leider auch verschlossenen - weißen Gers der Mönche.

Auf dem Rückweg halten wir wieder beim Frosch. Die Raststätte daneben ist natürlich ein Rundbau, ein Ger aus Holz sozusagen. Wir trinken dort ein Bier, während am Nebentisch zwei Mongolen gerade ihren Nachmittagsimbiß beenden. Zwischen ihnen auf dem Tisch ein Riesenberg abgenagter Knochen. Offenbar haben sie zu zweit einen ganzen Hammel verspeist. Unsere Führer bleiben draußen und auch die Übersetzerin läßt sich nicht zu einem Drink bewegen - strengschweizer Geschäftsethik, wie wir mit der Zeit herausfinden, in einem Land, wo, wer zu trinken anfängt, kein Halten kennt. Den Rückweg legt Sandro zum Teil rückwärts auf seinem Pferd sitzend zurück und versucht sogar einmal im Trab auf meines umzusteigen - der kleine Rennreiter ist hingerissen. Wir hören ihn immer wieder singen beim Reiten und unsere Übersetzerin erzählt uns, daß die Kinder für die Naadam-Rennen von ihren Trainern ganz eigene Gesänge erlernen, um ihre Pferde anzutreiben. Bei einem letzten fixen Galopp muß ich feststellen, daß Karl nicht weiß, wie man die Differenzialsperre auskuppelt bei Pferden, er rempelt mich voll an, stößt mich fast vom Pferd - und wird das leider öfter tun in den kommenden zwei Wochen.

Zurück in Ulan Bator scheint es, obwohl schon sieben Uhr erst früher Nachmittag. Irgendwann nachts um elf, als es gerade dunkel wird, wachen wir auf und Sandro ist hungrig. Auf der Suche nach etwas Eßbarem schlendern wir durch das Viertel, einige schummrige Hinterhof-Bars und Nachtlokale sind zwar offen, doch nicht sehr überzeugend, wir schlendern weiter und schauen der Armut beim Schlafengehen zu. Wer eine Wohnung hat, hat sich schon in diese zurückgezogen, jetzt werden die Wellblechbuden verschlossen und Holzverschläge verriegelt, Jugendliche waschen sich in zweifelhaften Pfützen und an Hydranten am Straßenrand - die Beleuchtung verrostet in halbfertigem Zustand, mir wird mulmig und ich schlage vor, doch lieber zu Dosenbier und Erdnüssen aus der Minibar zurückzukehren. Ulan Bator bei Nacht ist zwei einsamen Touristen inzwischen besser nicht mehr zu empfehlen, bestätigt Mireille später.

Ein Taxi bringt uns am kommenden Tag in die Klosteranlage Gandan. Die Russen haben, als sie die Kulturrevolution in die Mongolei brachten, alle Klöster zerschlagen und den buddhistischen Glauben wie auch die schamanischen Traditionen bei Strafe verboten. Nur Gandan durfte als eine Art Museum weiter bestehen. Als die Russen 1990 gingen, lebte der tibetanische Buddhismus der Mongolen gleich wieder auf und das Kloster wurde wieder zu einem Zentrum für die Gläubigen. Irgendwie scheint der tolerante freundliche und absolut undogmatische tibetanisch Buddhismus gut zu der wenig fixierten Lebensform eines noch durch und durch nomadischen Volkes zu passen. Vor dem Haupttempel drehen Gläubige an Gebetsmühlen. Ich stelle fest, daß die Menschen hier anders altern. Bei uns macht das Alter den Rücken krumm, so daß man hin und wieder fast rechtwinklig nach vorn gebeugte Menschen in den Bergdörfern sieht. Hier altern die Menschen mit kerzengeradem Rücken, dafür schrumpfen die Beine und biegen sich nach außen bis sie regelrecht ein O formen.

Gandan wurde 1838 erbaut, außer Religion wurde in der angeschlossenen Schule Astrologie und Medizin unterrichtet. Im zentralen Tempel ließ der letzte Lama vor der Kulturrevolution eine 26,5 Meter hohe Buddhastatue errichten. 1913 wurde sie geweiht und 1938 von den Russen auseinandergenommen und auf nimmer Wiedersehen abtransportiert. Vermutlich hat man sie eingeschmolzen. In den 90er Jahren, nach der Unabhängigkeit von Rußland, sammelten die Mönche von Gandan in der ganzen Mongolei und auch im Ausland. Eine Kopie der Statue wurde angefertigt. 90 Tonnen schwer, bestehend unter anderem aus 2100 Edelsteinen, 8,6 kg Gold, 25 kg Silber, 20 Tonnen Kupfer, 27 Tonnen Stahl, 15 Tonnen Gips und 30 Tonnen Zement. Diese Statue steht heute mit sanftem Buddhalächeln wieder im Haupttempel, umgeben von

unzähligen etwa 40 Zentimeter hohen Buddhastatuen in den Glasschränken an den Wänden, von denen jeder für irgendein besonderes Anliegen zuständig ist und deshalb von den Gläubigen bei Bedarf kleine Opfer bekommt.

In den umliegenden Gebäuden, alle mit zierlichen Pagodendächern, sind die Bibliothek sowie die Schul-, Gebets- und Wohnräume für die kleinen Studenten des Klosters untergebracht. Die meisten darf man betreten, ohne Schuhe natürlich. Alle sind mit einfacher, farbenfroh bemalter Holzeinrichtung ausgestattet, es hängen bunte Gobelins mit buddhistischen Motiven an den Wänden und an der Decke herab - der Stil erinnert fast ein bisschen an unsere Malerei auf Bauernmöbeln - auf asiatisch eben. In einigen Schulräumen wird unterrichtet. Der Fremde darf sich ohne weiteres dazusetzen und zuhören. In einigen Ecken stehen die blauen Plastikfässer mit Airag, die wir schon vom Schwarzmarkt kennen. In der Luft liegt sanfter Hammelgeruch - offenbar wird gerade das Mittagessen gekocht. In den Innenhöfen kann man überall Vogelfutter kaufen und Tauben füttern. Ein paar Frauen sind damit beschäftigt, den Putz eines der Gebäude auszubessern und es in dunklem altrosa neu zu streichen.

Später suchen wir nach einem indischen Gasthaus irgendwo in der Nähe des Hotels. Wir verirren uns zwischen älteren und neueren Wohnblocks, Hinterhöfen mit Schutthaufen und Kinderspielplätzen, unfertigen und wiederaufgebrochenen Straßen mit den ewig offenen Gullis. Gabrielle spricht schließlich eine Gruppe etwa zwanzigjähriger Halbstarker mit Bodybuildingstudio gestählten Muskeln auf russisch an und fragt nach dem Weg. Während sie noch mit ihnen verhandelt, nähert sich einer der Jungs Sandro - er trägt unsere gesamte Reisekasse in Dollar und Euroscheinen in einem gefütterten Ledergürtel - unauffällig von hinten. Doch Sandro hat die Sensoren eines Wildtieres und macht betont langsam und ebenso unauffällig einen winzigen Schritt nach vorn. Die Augen der beiden begegnen sich für Sekunden - "Schach", sagen die von Sandro und aus denen des jungen Mongolen spricht so etwas wie sportliche Anerkennung. Sein Kollege hat inzwischen Gabrielle lautstark Führung angeboten. Wir folgen den beiden und stehen nach zwei Hausecken vor dem Inder, wo es fast noch zum Streit kommt, weil der Mongole plötzlich Geld will für seine Dienste. Und 1000 Tukruk (1 Euro) seien keineswegs genug, baut er sich bedrohlich vor Gabrielle auf. Die zetert auf russisch los wie ein altes Marktweib, was unseren jungen Führer offenbar beeindruckt, er trollt sich.

Vier Stunden später hätten wir eigentlich abfliegen sollen, aber das Flugzeug verspätet sich. Um uns bei Laune zu halten läßt Hovsgol-Travel völlig überflüssigerweise einen Südamerikanischen Cattering-Service kommen, der Unmengen gegrilltes Fleisch anbietet. Gegen neun hebt endlich die kleine

Maschine ab. Glücklicherweise ist es kein Doppeldecker, trotzdem würde sie vermutlich in einem Flugmuseum nicht störend auffallen. Vom Flugzeug aus sieht man die vermutlich einzigen fünf bebauten Felder der Mongolei. Dort wo die Russen versucht haben, dem mongolischen Winter und der Nomadenmentalität des Landes etwas Gemüseanbau abzutrotzen. Kartoffeln, Karotten, Kohl - mehr wächst hier sowieso nicht, weil die Vegetationsperioden viel zu kurz sind.

Eine gute Flugstunde später der winzige Flugplatz von Mörön unter einer riesigen abendroten Himmelkuppel. Außer Steppe rundherum NICHTS. In der Ferne ein paar Gers - das ist die "Provinzhauptstadt". Einen Einwohner pro Quadratkilometer hat diese Provinz, weiß der Führer. Zwei graue russische Kleinbusse von der Sorte, die nicht kaputt zu kriegen sind, warten auf uns. Das Gepäck wird verstaut, hinter dem kleinen Parkplatz hört der Asphalt auf, die Straße auch, die Busse rattern mit einem Affenzahn und magisch angezogen von Staubwolken vor ihnen über die Steppe. Fahrspuren gibt es zwar, doch sind die nicht bindend. Menschen über einsachtzig dürften so eine Fahrt nur mit Gehirnerschütterung überstehen, denn der Kleinbus ist außer klein auch niedrig, und sein Fahrer scheut keine Schlaglöcher oder Flußbetten. Durch die Erschütterungen springt die Tür hinten auf, wir verlieren einen Koffer, er wird wieder eingesammelt. Die Steppe ist weit, trocken und baumlos. Ich frage mich, mit wie vielen Fahrspuren nebeneinander sie der Erosion noch standhält.

Vier Stunden lang werden wir gnadenlos durchgerüttelt, dann tauchen in der Dunkelheit vereinzelte Lichter auf, schimmert das Weiß vereinzelter Gers auf der einen, das Wasser vom Hovsgol See auf der anderen Seite des Wagens. Eine letzte schwere Prüfung, der Bus holpert über einen Weg aus dicken Baumstämmen, rechts und links Sumpf und Wald ... und dann die Lichter von Toilogt. Betrieben von einem Diesel-Generator, denn mehr Elektrizität gibt es hier nicht. Im zentralen Holz-Ger warten Thermosflaschen mit heißem Tee, Kekse, Brot, Heidelbeermarmelade und Milchpulver auf uns - und die warten eigentlich immer und zu jeder Tageszeit dort, stellen wir in den kommenden Tagen fest. Unsere Reiseorganisatoren Chris und Mireille von TrekMongolia empfangen uns fröhlich und verschlafen. Sie verbringen die Sommermonate hier mit ihren einjährigen und wenige Monate alten Söhnen – überzeugt, daß es auf der Welt keinen sichereren Ort für Kinder gibt als ein Mongolen-Camp. Der letzte Sommer, erzählen sie, hat ihnen recht gegeben. Als ihr nur wenige Monate alter Erstgeborener im Herbst in die Schweiz zurück musste, bekam er einen Kulturschock und hörte tagelang nicht auf zu schreien – bis die verzweifelte Mireille ihn in den Pferdestall mitnahm. Endlich wieder in vertrauter Umgebung beruhigte sich der Kleine.

Sandro und ich bekommen einen eigenen Ger zugewiesen. Innerhalb von einer Stunde können vier Leute diese heimelige Wohnhöhle abbauen und auf Yakkarren verladen. Im Zentrum ein winziger, kraftvoller Kanonenofen, das Rohr verschwindet in dem Holzspeichenrad darüber, durch eine kleine Dachluke blitzen die Sterne. Das Rad hat einen Durchmesser von etwa einen Meter und wird von zwei schlanken Holzsäulen getragen, die in aufwendiger ausgestatteten Gers am oberen Ende mit Schnitzereien und gemalten Ornamenten verziert sind. Die eine Säule symbolisiert das weibliche, die andere das männliche Prinzip, wird uns später Enke, unsere Übersetzerin erklären. Und so sind auch die Gers eingeteilt, auf der einen Seite alles, was die Männer für ihren Tagesablauf brauchen, auf der anderen Seite alles, was die Frauen benötigen. Etwa achtzig Holzstäbe stecken in dem Rad und führen zu den fünf Seitenwänden. Die Seitenwände bestehen aus kreuzweise mit Lederriemen verbundenen Holzstäben, schnell zusammenschieben und auseinander zu ziehen. Über all das werden je nach Jahreszeit mehrere Schichten Filz aus Yak- und Schafwolle gelegt und darüber noch eine Schicht weißgegerbtes Naturleder. Festgezurt wird das Ganze heute oft mit Nylonbändern (die auch als dritter Zügel beim Reiten dienen), traditionell mit geflochtener Yakwolle. Im Sommer stehen die Gers meistens auf dem nackten Steppenboden, manchmal mit einem Wollteppich darüber. Im Winter gibt's im Fall den Luxus eines Holzbodens.

Unseren Ger betritt man durch eine niedere Holztür mit Blick auf den Hovsgol-See, drinnen zwei Betten und zwei niedere Holzregale, ein winziger Tisch mit der gewohnten Heißwasserthermosflasche, Teebeuteln und Tassen, zwei winzigen Stühlen, sauber geschichtetes Brennholz neben der Tür und einer Glühbirne, die leuchtet, wenn draußen der Generator angeschmissen wird. Es ist ein bisschen wie bei den sieben Zwergen und wir kuscheln uns, bewacht von den glitzernden Sternen und dem Geruch des Sees, in eines der schmalen Holzbetten.

Am Morgen huscht eine Gestalt herein und macht sich am Ofen zu schaffen, der fängt gleich darauf an zu singen und wenige Minuten später verbreitet sich wohlige Wärme in unserem kleinen Heim. Draußen vor der Tür warten ein prächtiger Sommertag und die blaue Perle der Mongolei, der tiefblaue Hovsgol-See, der 2 Prozent des Welttrinkwassergehalts enthält. Daneben der kleine See Toilogt, der auch unserem Camp den Namen gibt. Toilogt heißt Spiegel, und der See spiegelt zu allen Tageszeiten tatsächlich die schönsten Farbspiele wieder. Nach dem Frühstück lernen wir unsere Pferde kennen. Sie sind wesentlich gepflegter und besser genährt als die Touristenpferde bei Ulan Bator, sportliche Reitponys mit einer Aura tiefverwurzelter Unzähmbarkeit, die ihnen wohl die langen freien Winter in der Steppe geben. Menschen sind nur

kurze Episoden im Leben dieser Wildtiere. Den größten Teil des Lebens verbringen sie in einer Welt ohne Grenzen. Die meisten von ihnen haben einen dichten, langen und prächtigen Schweif und hätten ebensolche Mähnen. Allerdings werden letztere, wie wir schnell erfahren, im Frühjahr gestutzt, weil sich in dem dichten Langhaar gerne Ungeziefer ansammelt. So haben sie fast alle Stoppelmähnen, ein paar Restfransen über den Augen, nur über die Schulter fällt ein dickes Bündel prächtiges Langhaar. Die Hengste dürfen ihre Mähnen behalten - um den Wölfen mehr zu imponieren, sagen die Mongolen. Und außerdem, sagen sie, würden die Hengste die Wallache in den Herden nicht akzeptieren, wenn die auch eine prunkvolle Mähne hätten.

Geritten werden fast nur Wallache - die Stuten bleiben zuhause, weil sie gemolken werden - und das Sattelzeug ist zwar besser gepflegt, aber ähnlich abenteuerlich und bequem wie das, was wir schon kennen gelernt haben. Sandro bekommt einen Schecken, Goldfuchs und weiß, der schon viele Rennen gewonnen hat. Er gilt als schwierig und unberechenbar, weil er panische Angst vor Wölfen hat und vor allem, was er für einen Wolf hält - Regenjacken, Steine am Wegrand, die Wasserflasche, Satteltaschen, das Brillenetui... Sandro packt natürlich gleich den Ehrgeiz und er wird den ganzen Treck über mit Brendan lange Gespräche über Wölfe führen. Jetzt vor dem Mittagessen unterhalten sie sich schon mal mit PatParelli-Halfter und Führleine. Für ein mongolisches Pferd ist das etwas ganz neues, keine Ahnung was eine Longe ist, warum umhimmelswillen man im Kreis gehen soll. Den Wink mit dem Carotstick versteht der selbstsichere Wallach exakt als Versprechen in Pferdesprache und antwortet mit einem Wink seiner Hinterhand: Wer von uns beiden hier tritt, werden wir noch sehen ... Ich übersetze von Pferdesprache ins Englische, und Bat, der einzige Guide mit Englischkenntnissen übersetzt ins Mongolische. Die Herumstehenden schlendern neugierig heran. "Ein Pferd spricht nicht!" brummelt einer der Anwesenden skeptisch. Doch nach und nach setzen sich immer mehr Mongolen zu uns ins Gras und amüsieren sich königlich mit meinen Übersetzungen.

Sandros Unterhaltung mit Brendan dauert mindestens zwei Stunden und durchläuft alle Stadien von ängstlicher Irritation "Was ist das jetzt wieder für ein schreckliches Raubtier" über wohlwollende Neugier "Naja, bedrohlich ist der nicht und ich könnte meine Zeit auch schlechter verbringen", Trotz "Jetzt wollen wir doch mal sehen, wer der stärkere ist, du oder ich" bis zu gleichmütigem Einverständnis "OK - wenn Du meinst". Nach zwei Stunden legt dieses jedem menschlichen Wesen gegenüber grundsätzlich mißtrauische Pferd Sandro den Kopf auf die Schulter und genießt mit geschlossenen Augen die streichelnden Hände. "Jetzt sagt er - bitte, heirate mich... - ", lacht Christian.

Mireille überläßt mir ihr Sternchen, einen jungen braunen Wallach, dem allerdings der vergangene Winter arg mitgespielt hat, weshalb er, im Gegensatz zu den Photos, die ich von ihm kenne, mager und struppig aussieht. Trotzdem ist er sehr eifrig und düst los, sobald ich im Sattel sitze. Gabrielle, die erst seit einem halben Jahr reitet, sitzt grün vor Angst auf ihrem Braunen - später sagt sie, sie sei noch nie auf einem Pferd gesessen, das gehen **will** und zwar schnell - alles was sie von ihren Schweizer Reitstunden kennt, sind Pferde, die man mit voller Schenkelkraft weitertrommeln muß. Mireille sitzt auf einem Schimmel, der mich mit seinem stämmigen Körper, dem kräftigen Hals und dem wilden Haarschopf ein bisschen an Malagueno erinnert - Gitano. Am Ende wird er es sein, der mich auf den Treck begleitet und eigentlich fliegt mein Herz ihm jetzt schon zu.

Sandro macht auf diesem zweistündigen Ritt den See entlang die Guides schon nervös, weil er einfach immer wieder verschwindet, wenn er mit Brandan was zu besprechen hat, und ganz unvermittelt wieder auftaucht, wenn die Guides gerade beschlossen haben einen Suchtrupp zu organisieren. Wie alle mongolischen Pferde kann auch Sternchen nur geradeaus gehen - daß ich mit ihm Slalom und Zirkel um Bäume und Wurzeln übe, macht unsere Guides etwas nervös. Irritiert fragen sie Mireille, was ich denn da mache und ob ich das nicht besser lassen könnte. Aber das übersetzt sie mir erst später.

Gegen Abend gibt es ein erstes PP-Training mit Sternchen, das dann ein typisch mongolisches Drama auslöst. Sternchen hat Mireille nämlich vor Jahren von einem Guide, mit dem sie viel zusammengearbeitet haben, geschenkt bekommen. Die Zusammenarbeit wurde dann gelöst, weil der gute Mann sich nicht an das strikte Alkoholverbot seiner Arbeitgeber auf den Trecks halten wollte. Man muß dazu sagen, daß Mongolen, wenn sie einmal Wodka in der Hand haben, kein Halten kennen, was für die europäischen Gäste nicht immer nachvollziehbar ist. Aus Ärger hat sich der Guide sein Geschenk dann im Winter zurückgeholt und Mireille angeboten, daß sie ihm ihr Pferd abkauft. Informell hatten sich die beiden auch schon auf den landesüblichen Preis für ein Durchschnittspferd von etwa 100 Dollar geeinigt - doch als der Mongole jetzt beim PP-Training das gesteigerte Interesse an Sternchen sah, stieg auch der Preis ums doppelte - und da mußte Mireille, um nicht für alle Zukunft Präzedenzfälle zu schaffen, hart bleiben. So zog er zornig mit Sternchen und ohne Dollars ab - und ich bekam für den Ritt an Gitano. Mit einigen Warnungen von Mireille und Christian: Gitano und Brandan seien Erzkonkurrenten, kaum zu halten, wenn sie beieinander wären - die ganze Mongolei sei für sie eine einzige Rennbahn ...wir werden sehen ...

Etwa gegen 10 am nächsten Tag besteigen wir die beiden russischen Uraltüberlandkleinbusse und fahren über Stock und Stein zum Naadam-Fest. Eigentlich sollten wir in einer Stunde da sein und eigentlich hätten wir jenen Fahrer, der auf der Fahrt vom Flughafen jede noch soweit entfernte Staubwolke in der Steppe ohne Rücksicht auf Mitfahrer und Stoßdämpfer gejagt hat - heute kommt er über 25 Stundenkilometer nicht hinaus und muß alle 10 Minuten anhalten um ein Handtuch in den 8 Grad kalten See und dann an seine Stirn zu halten: Er hat sich beim Naadam feiern gestern offenbar so sinnlos und komplett besoffen, daß er heute seinem eigenen Fahrstil nicht mehr standhält. Wir brauchen ganze zwei Stunden für die relativ kurze Strecke mit unendlich vielen Photopausen, die uns der Fahrer suggeriert, während er sich das xte nasse Tuch stöhnend in den Nacken schiebt. Ein paar Kilometer vor dem Festplatz tritt er dann doch aufs Gas. Neben uns galoppieren zwei Jungs auf ihren Pferden mit unserem Bus um die Wette, und das entfacht dann doch den Ehrgeiz unseres Fahrers. Die beiden stehen in den Bügeln wie auf einer Harley Davidson, halten sich an den Zügeln fest und treiben die Pferde mit lauten Rufen an. Die rennen tatsächlich mit 40 Stundenkilometern neben dem Bus her und wir kommen gleichzeitig mit ihnen beim Festplatz an.

Der Festplatz ist eine große grüne Wiese inmitten der weiten grünen Steppe. Von überall her sind auf Pferden oder Yak-Karren Mongolen gekommen. Rundherum haben sie Gers aufgestellt, wo es Erfrischungen und das eine oder andere zu kaufen gibt. In einem Ger ist der Metzgerladen, drinnen liegen die Fleischseiten. In anderen wird an den kleinen Kanonenöfen, die wir schon aus unserem Ger kennen, gebrutzelt, gebraten und gekocht. Überall stehen große Töpfe mit dampfendem, gesalzenen Milchtee - sogar eine Bar mit Solar-betriebenen Fernseher ist dabei. Fünf bis zehnjährige Kinder führen ununterbrochen Pferdegruppen von irgendwo nach irgendwo. Meist sitzen sie barfuß und ohne Sattel auf einem und haben mehrere andere als Handpferd dabei. Die Rennpferde erkennt man an ihren Frisuren: die langen Stirnfransen sind mit einem bunten oder silbrigen Band fest umwickelt und stehen als wippender Moritzschopf aufrecht zwischen den Ohren.

Im Zentrum der Schauplatz für die Ringer. Die lassen dort schon ihre Muskeln spielen. In Mongolischen Reiterstiefeln, bunten kurzen Höschen und einem brustfreien Bolero vollführen sie ein tänzerisches Imponiergehabe. Brustfrei deshalb, erfahren wir, weil irgendwann einmal sich eine Frau unter diese Zurschaustellung männlicher Kraft gemischt hatte und - welche Schmach - alle männlichen Kollegen besiegte. Seither müssen die Ringer brustfrei ringen und sind sicher unter sich. Der Wettkampf geht recht schnell. Die Ringer geben ihre mongolischen Hüte ab, packen sich gegenseitig am Hosenbund, stemmen sich

gegeneinander und wer den anderen als erster auf den Rücken legt, meist passiert das schon nach wenigen Sekunden, hat gewonnen. Er richtet sich auf, macht wieder ein paar imposante Tanzschritte, nimmt aus einer Schale ein paar Stücke getrocknetes Yogurt und wirft sie, wohl als Dank an die Götter, in die Luft, bevor er den Platz verläßt und dem nächsten Ringerpaar Platz macht. Das Ganze wird von den Zuschauern mit erstaunlichem Gleichmut verfolgt. Sie sitzen und stehen um den Ringplatz herum - einige sitzen überhaupt auf ihren Rössern - reden ein bisschen, schauen ein bisschen - doch ein lautstarkes Interesse wird erst bekundet, als eine Gruppe israelischer Touristen zwei adhoc-Konkurrenten in den Ring schickt. Die schlagen sich wacker mithilfe einiger Judokenntnisse, haben gegen die Einheimischen aber keine Chance. Ringer genießen übrigens großes Ansehen unter den Nomaden, das ist ein richtiger Beruf. Unter den Zuschauern stehen ein paar besonders aufrechte und würdevolle Greise in bunten Seidenmänteln und mit Mongolenhut, die besonders intensiv über den Wettkampf fachsimpeln - Ringer in Pension sind das.

Neben dem Wettkampfsplatz der Ringer versuchen sich einige Festgäste im Bogenschießen - mit großem Gottvertrauen, denn geschossen wird auf ein paar Dosen mitten in die Passanten hinein und die Schützen, egal ob weiblich oder männlich, sind nicht sehr erfahren. Erstaunlicherweise gibt es keine Unfälle. Wir setzen uns auf die Holzbänke vor einem der Gers und lassen uns mit Fleisch gefüllte Teigtaschen und Milchtee bringen. An den gesalzenen Tee werde ich mich bis zum Ende der Reise nicht gewöhnt haben, aber sie haben ihn auch ungesalzen.

Den ganzen Nachmittag schon sind Pferdegruppen irgendwo in der Steppe verschwunden - alle in die gleiche Richtung - und jetzt gibt es offenbar einen Jeep-Shuttle für fünf- bis zehnjährige Buben und Mädchen auch dorthin. Das heißt: es wird spannend. Die ersten Schaulustigen positionieren sich rechts und links des Zieleinlaufs an der Rennstrecke. Einige hundert Meter vor dem Ziel stellen sich erwachsene Reiter mit ihren Pferden auf. Vom Horizont her nähert sich eine Staubwolke. Die Staubwolke kommt näher, ihr voran fährt ein Jeep, jetzt sind erste Reiter zu erkennen. Die Rennen gehen über zwanzig Kilometer. Die Pferde werden einfach zwanzig Kilometer weit in die Steppe geführt - die Kinder fahren mit dem Jeep dorthin. Am Start werden die Kinder dann auf die Pferde gesetzt - viele reiten barfuß und ohne Sattel - ein Klaps auf die Kruppe und ab geht's dem Jeep nach. Stürze sind an der Tagesordnung, hin und wieder leider auch tödliche - aber es kommt nicht auf den Jockey an - auch wenn das Pferd ohne Reiter ankommt, wird es platziert. Es rennen nur die jungen Hengst, bei den älteren Pferden auch die Wallache. Die Stuten sind zu wertvoll, sie bleiben daheim und werden gemolken.

Inzwischen nähern sich die ersten Pferde mit ihren kleinen Reiterinnen und Reitern drauf dem Ziel. etwa 500 Meter vor der Ziellinie preschen die Betreuer auf ihren Pferden auf die Rennbahn, brettern neben "ihrem" Pferd her und greifen ihm nach der Ziellinie in die Zügel, weil der kleine Jockey vermutlich gar nicht genügend Kraft hätte, sein Pferd aus dem Renngalopp zu bremsen. Kaum steht es, versammelt sich sofort eine Traube von Betreuern um das Pferd, es wird abgetrocknet, abgesattelt, abgerieben - während der oder die kleine Jockey, kaum beachtet, irgendwo in den Staub sinkt, etwas später wieder eingesammelt, mit anderen Kindern in den Jeep geschoben und zum nächsten Rennen wieder zwanzig Kilometer in die Steppe gekarrt wird. Ein Pferd das bei Naadam-Rennen gewinnt, steigert seinen Wert beträchtlich. Von durchschnittlich 100 Dollar für ein normales Pferd können das dann bis zu 500 Dollar werden.

Das letzte Rennen, das der einjährigen Fohlen, hat begonnen. Sie rennen "nur" 10 Kilometer, und ihre ReiterInnen sind die jüngsten. Hier dürfen auch Stutfohlen mitrennen. Im Zielraum stehen jetzt nicht nur die zweibeinigen Väter oder Mütter auf ihren Pferden und erwarten die Ankömmlinge. Als Handpferd haben sie die Mütter der Fohlen dabei, die ungeduldig nach ihren Sprößlingen schreien. Kaum hört das Kleine nach dem anstrengenden 10 Kilometerlauf den Ruf der Mutter, schreit es laut zurück, mobilisiert die letzten Reserven und legt neben der Mama, die jetzt neben ihm galoppiert, noch kurz vor dem Ziel richtig zu - was genau die entscheidenden Sekunden für den Sieg oder eine bessere Platzierung bedeuten kann.

Überall auf dem Festgelände wimmelt es jetzt von Pferdegruppen, die trockengeführt werden. Dazwischen liegt der eine oder andere stockgesoffene Mongole herum, keiner beachtet das. Wir steigen in den Bus zu unserem Fahrer, dem es, nach einem ausgiebigen Mittagschlaf offenbar besser geht. Am Abend feiert die Belegschaft von Toilogt - ungefähr dreißig junge Leute - das Nadaam-Fest mit einem guten Abendessen. Die meisten sind Studenten, die sich hier im Sommer etwas verdienen. Nach dem Essen singen sie wunderschöne melancholisch-kehlige Lieder in den verschiedenen mongolischen Dialekten (erklärt uns Mireille - wir sind natürlich nicht soweit, daß wir das schon verstehen). Drüben auf der anderen Seite des Sees kündigt sich ein Jahrhundertgewitter an. Auf unserer Seite ist alles friedlich. Ich setze mich mit Sandro ans Ufer, es ist stockfinster. Über eine Stunde lang schauen wir den Blitzen bei der Arbeit zu. Sie ziehen ihre bizarren Bahnen über die ganze Länge des Sees in immer neuen, immer wilderen Variationen.

1. Tag

In der Früh regnet es in Strömen, weshalb wir prompt verschlafen, auf Zehenspitzen kommt einer der Sänger vom Abend vorher herein und macht Feuer im Ger. Der Ofen fängt gleich an zu singen, was das Aufstehen leichter macht. Zum Frühstück im großen Holz-Ger ist Yak-Yogurt gebracht worden. Mit Heidelbeermarmelade schmeckt es einfach umwerfend, sahnig-samtig, fest, überhaupt nicht sauer - man könnte Kilos davon verzehren.

Christian und Mireille haben allen Teilnehmern einheitliche Reisetaschen gegeben, damit sich nachher alles besser auf den Packpferden verstauen läßt. Jeder darf eine Tasche füllen, alles sorgfältig in Plastiktüten geschützt, damit die Pferde nachher auch durch einen Fluß schwimmen können, ohne daß etwas naß wird. Wir haben noch zusätzlich echte Seesäcke mitgebracht, die wir in die Taschen geben, so müßte das ganze auch drei Wochen unter Wasser standhalten.

Draußen packen die Guides die Pferde. Jedes Pferd trägt ein rudimentäres Gerüst aus handgeschnitztem Holz, dessen Teile mit Lederbändern verbunden sind, Riemen aus geflochtener Yakwolle halten den Packsattel am Bauch und an der Brust fest. Die Mongolen befestigen den Sattel nicht wie wir mit dem Bauchgurt direkt hinter den Vorderbeinen. Der Riemen verläuft etwa auf der Höhe des Bauchnabels, weil das Pferd da mager ist und die Haut straff, sagen sie, dann gibt es keinen Gurtendruck. Vor allem, weil die Yakwolle sich, wenn sie naß wird, extrem zusammenzieht, und deshalb die Gefahr von Gurtendruck extrem hoch ist. Jeweils zwei Reisetaschen werden übereinander an den Seiten des Holzsattels verzurt, dann kommen große Plastikplanen und schwarze Müllsäcke drüber, damit das ganze halbwegs regengeschützt ist. Jeder Guide führt am langen dritten Führzügel ein oder zwei Packpferde mit. Bagy, der Koch wird den ganzen Ritt über etwas schief auf dem Sattel sitzen, um das Gewicht eines stetig schrumpfenden Kartoffelsacks an seinem Sattel auszugleichen.

Mireille stellt mir jetzt ganz offiziell mein Pferd und seine Besitzerin vor. Gitano, ein stämmiger Schimmel mit kräftigem Hals und einem echten Dickschädel gibt sich zugeknöpft. Menschen interessieren ihn nicht sonderlich, im besten Fall kann man sie, ohne größeren Schaden zu nehmen, erdulden und schnell wieder vergessen, sagt er mürrisch. Seine Besitzerin ist eine etwa 55 jährige würdevolle Mongolin, schmal und zäh, in strahlendblauem Seidenkimono, die, wie Mireille erzählt, die Geschäfte ihrer Familie selbst führt. Sie bringt die Pferde höchstpersönlich und kommt auch zum Kassieren selbst vorbei.

Mit 23 Reitern und 35 Pferden starten wir und reiten weit auseinander in kleinen Gruppen den See entlang. Regen wechselt mit regenfreien Abschnitten. Plötzlich sehen wir Tippys und Rentiere. Christian bittet uns einen weiten Bogen um beides zu machen und ja nicht zu photographieren. Die Tsaatan sind eine ethnische Minderheit aus dem äußersten Norden der Mongolei - es gibt nur ein paar hundert, sie leben von und mit Rentieren und selbst bei äußerster Kälte in ihren einfachen Tippys, die sie direkt auf den bloßen Boden stellen, auch im Winter. Im Winter kommen sie bis zum Hovsgol-See, dort ist es mit Temperaturen bis 50 Grad minus offenbar vergleichsweise warm. Und diese Familie hat dabei ein einträglicheres Geschäft entdeckt als die Rentierzucht. Sie bleiben einfach im Sommer da und lassen sich vor ihren Tippys mit den Rentieren photographieren. 3 Dollar pro Photo - ein Vermögen für die Nomaden hier - und die Rentiere, sagt Christian, leiden unglaublich unter der Hitze (wir sind eingepackt in warme Unterwäsche, doppeltes Flies und Regenüberzüge!!!)

Mittagspause in einem Winterlager im Wald: Zwar darf man in der ganzen Provinz überall seine Lager aufschlagen und seine Tiere weiden lassen, doch haben die einheimischen Nomadenfamilien von allen anerkannte Stammplätze, zwischen denen sie während der Jahreszeiten hin- und herpendeln. Die Winterlager sind von einem notdürftigen Zaun umgeben, drinnen vor allem niedrige Unterstände für die Schafe und Ziegen, weil die sonst im Schnee versinken würden. Die Mongolen selber wohnen im Winter grundsätzlich in ihren Gers. Die sind wesentlich wärmer und wetterfester als jede Holzhütte. Die Pferde und Yaks sind frei und trotzen im Schnee dem bitteren Winter und den vierpfotigen Jägern. Wenn es ganz hart wird, schickt die Regierung Heu zur Unterstützung, aber viele Tiere überleben den Winter nicht.

Die Pferde werden mit ihrem dritten Führzügel an den Holzzaun gebunden. Die Zügel selbst werden so kurz am Sattel verzurrt, daß die armen Tiere regelrecht geknebelt sind. Tagsüber und gesattelt dürfen sie grundsätzlich nicht fressen - offenbar sind sie das gewohnt und ertragen es mit relativem Gleichmut. Ich werde Gitano die Zügel in den nächsten Tagen, bis ich sie ganz weglasse, immer wieder lösen und "mein Guide" wird sie immer wieder festzurren. Wir lassen uns zum Picknick zwischen den Bäumen nieder, die Guides verteilen heißen Tee aus Thermosflaschen, Chris stellt sie uns vor und teilt jedem Gast einen zu, der in den nächsten 12 Tagen auf ihn aufpassen wird. Sandro und ich bekommen einen zusammen, weil man annimmt, daß wir nicht soviel Assistenz brauchen werden.

Enke ist ein junger Draufgänger mit einem runden Muttermahl auf der Wange, er reitet wie ein Teufel, stürzt sich Hals über Kopf in jedes Abenteuer und verschwindet in den kommenden Tagen immer mal wieder, um anständig Wodka

nachzutanken, ist dann aber immer wieder pünktlich und pflichtbewußt am Arbeitsplatz. Biamsu ist der rassistigste und schönste unserer Guides, er hat auf Karl aufzupassen. Erke ist unsere Übersetzerin, sie spricht gut Englisch, kennt sich in der Kultur und Geschichte ihres Landes super aus und hat in der Gruppe die Hosen an, die Guides folgen ihr aufs Wort. Mona ist Brendans Besitzer. Jaganaa, ein schmaler stiller Mann aus den Bergen, reitet als einziger einen kleinen Fuchs-Hengst mit unendlich langer Mähne. Bathu ist unser Führer, er ist schon etwas älter und nicht mehr so sehr flexibel, deshalb hat er mit unseren Zügelfreixperimenten zunächst keine große Freude. Tschuka, die Kusine vom Koch, wird im Laufe der Reise ein Auge auf Karl werfen. Bagy ist der immer liebenswürdige Koch, früher hat er für die Armee gekocht, jetzt zaubert er selbst bei Platzregen, Hagel und Gewittersturm ein Lagerfeuer mitten in die Steppe, stellt seine beiden Woks drauf und in Nullkommajosef ist ein mehrgängiges Essen fertig. Tom Baatar ist der Chef der Guides und der hochgeachtete Mediziner der Provinz, sein Name bedeutet großer Held, er strahlt Güte und Verantwortung aus. Dawaniam, sein Sohn, ist fast so draufgängerisch wie Enke, in kritischen Situationen zeigt er aber die Umsicht seines Vater. Der kleinwüchsige und stille Biamba ist der Traditionalist in der Gruppe, ihn wird man nie mit Sonnenkappe, Cowboyhut oder einem Plastikregencap sehen, mit dem langen Mongolenmantel und dem runden Hut mit Spitz ist er immer klassisch-mongolisch gekleidet. Bat schließlich ist der "Unternehmer" in der Gruppe, eigentlich kein Guide, schon lange kein Viehhirte mehr, hat er das Zeug, sich in der Tourismusbranche selbstständig zu machen und hadert ein bisschen mit dem Schicksal, das ihn noch zur Lohnarbeit zwingt.

Ich schreib mir die Namen in meiner persönlichen deutschen Umschrift auf. Dann lasse ich mir noch einen Basiswortschatz auf Mongolisch geben. Tschuka, Erke und Dawaaniam schauen mir mit großem Interesse und viel Lachen über die Schulter dabei.

mi´nimr - mein Pferd, tschi´nimr - dein Pferd, sa`chnzuzu´tlöro- schöne Träume, sachna´mrörö-gute Nacht, sachnho´lörö - guten Appetit, oglo´nimint- guten Morgen, schna´mrsno- hast du gut geschlafen, san-gut, ho(l)´ndo - Essen ist fertig, mr`ndo- aufsitzen!, o´rndo- schlafen gehen!, amste´ - vorzüglich, Biama-Ziege.

Christian und Mireille hatten recht: Gitano ist wirklich ein Energiebündel. Für ihn gibt es nur eine Geschwindigkeit: sehr schnell ... Einwirkungen im Maul interessieren ihn relativ wenig - wundert mich nicht bei den ewigen Knebelpausen. Irgendwann bricht der Zügel, glücklicherweise auf der linken Seite, so habe ich noch den dritten Reservezügel. Ich knote das regenglitschige

Zeug wieder irgendwie zusammen. Auf einer langen Galoppstrecke bricht der Zügel prompt wieder - diesmal rechts und ich habe nur mehr zwei linke Zügel. Damit habe ich schon gerechnet - ich ziehe dem guten Gitano in vollem Galopp den Kopf herum, er setzt sich aufs Hinterteil in den Schlamm, steht wieder auf und steht. Noch mal gut gegangen - ich bitte um einen weniger morschen Zügel.

Das Nachtlager wird im Wald am See aufgeschlagen. Die Pferde erst mal festgebunden, sie dürfen noch eine Stunde nicht essen oder trinken, um Koliken zu vermeiden. Wir bekommen unsere Zelte zugeteilt. Christian mahnt, sie mit den Ecken gegen den Wind zu stellen, weil man sonst keine Chance hat, wenn plötzlich ein Sturm aufkommt. Sandro, ein Zeltspezialist, hat keine Lust auf meine Übersetzungen, sucht einen geeigneten Platz und wir stellen das Zelt auf.

Bagy zaubert Gemüseintopf, Pommes, Peperonata und Kuchen.

Sandro übt mit Brendan im Blumenmeer. Die Abendsonne scheint. Von weitem sehe ich schon erste Versuche nur mit Halsring, kleine und große Zirkel, Schlangenlinien. Brendan kommt mit gut einer Stunde Verspätung zum Abendessen. Ein erster Versuch mit Gitano zu arbeiten wird von einem plötzlichen Gewitter mit Sturm unterbrochen. Wir flüchten ins Zelt, dann wieder Sonne und ein zweiter Versuch mit Gitano. Der Sturm kommt nochmal vorbei, und diesmal drückt er das Zelt einfach über uns zusammen. Wir versuchen es von innen festzuhalten. Rufe von draußen: Christian und die Guides versuchen, das Zelt von außen zu sichern. In einer Sturmpause müssen wir alles abbauen und an eine andere Stelle verlegen - insgesamt mindestens vier Zelte. Sandro läßt sich jetzt von Chris Vorschlägen überzeugen. Danach ist es plötzlich saukalt, in der Dämmerung probiere ich die faltbaren Reisewaschbecken aus ...

2. Tag

In der Früh ist es kalt und windig, Zelte abbauen und packen. Auf dem Weg den See entlang treffen wir Erdhörnchen, Kraniche, die Thomas entdeckt und Sandro netterweise zeigt. Wir werden Zeugen eines eleganten Kranichtanzes - bis die zwei Verliebten uns bemerken und abziehen. Enten und orange Wildgänse.

Wolfs Pferd lahmt, er wechselt es. Zu Mittag erreichen wir eine Heilquelle CHARUS`. Sie liegt tief unten in einer Schlucht. Mehrere Quellen sprudeln an verschiedenen Stellen aus dem Fels und jede ist für einen anderen Körperteil zuständig. Kleine Holztäfelchen, die Enke uns übersetzt, weisen auf die speziellen Fähigkeiten jeder Quelle hin. Die Guides führen das lahme Pferd in den für die Beine zuständigen Teil und binden es an einen Baumstamm, in der

Nähe lassen sie ein anderes zur Gesellschaft. Oben ein reich geschmückter OVO mit Schnitzereien, Hörnern und Federn. Zum Mittag gibt es Brot mit Käse und Wurst, dazu wieder heißen Tee.

Am See unten eine endlange Galoppstrecke über einen Sandstrand. Chris und Mireille haben nicht zuviel versprochen. Gitano fliegt und ich kann zum ersten Mal das herrliche Gefühl auskosten, mich diesen mongolischen Pferden, die in zwanzig-Kilometerdistanzen denken, einfach anzuvertrauen. Sandro, der weiß, daß er das schnellste, aber auch unbändigste Pferd von allen hat, hält sich eisern und diszipliniert zurück. Bevor er seinen Brendan nicht voll in der Hand hat - ohne Trense - wird nur getrabt!

Im See uns gegenüber liegt jetzt eine kleine Insel, die einzige im Hovsgol-See. Christian erzählt uns, daß irgendwann vor langer Zeit einmal jemand den Stopfel aus dem Grund des Sees gezogen hat und er deshalb auszulaufen drohte. Im letzten Moment kam ein beherzter Ritter auf einem weißen Pferd angaloppiert und schlug mit seinem Schwert einem nahen Berg die Spitze ab. Die flog in den See und verstopfte das Loch, und so wurde das Wasser für alle gerettet. Der Berg ohne Spitze liegt auch tatsächlich genau vor uns. Also wird die Geschichte sicher stimmen.

Am Abend kommen wir zum Rangerlager Tschiglik. Mehrere kleine Holzhütten, einige noch im Bau. Dort arbeiten einige Nomaden, um auf den Nationalpark und seine korrekte Nutzung durch die anderen Bewohner aufzupassen - daß nicht wild Holz geschlägert wird usw. Tee und Kaffee auf der kleinen Terrasse einer der Holzhütten. Da es noch nicht spät ist, machen wir mit einigen Guides noch einen Ausflug auf einen Aussichtspunkt am Berg, von dem aus man fast den ganzen See überblickt. Doch die Pferde sind schon müde.

Sandro überzeugt inzwischen Brendan über die Holzveranda des Rangerhauses zu gehen. Das braucht mindestens solange wie unser Weg auf den Berg und wieder zurück, aber Chris sagt, am Schluß war Brendan ehrlich überzeugt, daß es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als über genau diese Holzveranda zu gehen. Später arbeitet Sandro mit Gitano in einem roundpen-ähnlichen Ziegenverschlag. Gitano spult die ganze Leier herunter von -Interessiert mich nicht! über -Hömma hastun Knall, laß mich gefälligst in Ruhe - Also...könnte vielleicht doch interessant sein - Wer ist jetzt stärker? Er oder Ich?! bis zu - na wenn Du meinst... Nur zu Brendans abschließendem -Bitte heirate mich läßt er sich nicht hinreißen.

Zum Abendessen serviert Bagy vorzügliche Spaghetti. Sandro beschließt unsere Doppel-Hängematte zwischen sechs Bäumen zu ziehen. Auf dem Weg dorthin treffe ich eine Katze, die Bagy mit Fleischresten füttert, sie ist gut gepflegt und zutraulich. In der Dämmerung fliegen die Kraniche nach Hause. Es wird die einzige laue und trockene Hängemattennacht auf dem ganzen Treck werden. Vorsichtshalber haben wir das Zelt neben der Hängematte aufgebaut - aber diesmal brauchen wir es nicht. Die Katze möchte zu uns in die Hängematte, maunzend versucht sie es von unten, über mehrere Äste von der Seite, schließlich gibt sie auf...

3.Tag vom Rangerlager am See Richtung Tsaagaanuur

Chris weckt uns zum Sonnenaufgang, der schon für vier Uhr vorgesehen ist. Wir bleiben im warmen Logenplatz in der Hängematte, schauen dem vorsichtigen Wechsel der ersten Farbstreifen zu und verschlafen den eigentlichen Sonnenaufgang vor lauter Warten, kriegen aber doch gerade noch einen dunkelroten Feuerball überm See zu sehen. Etwas später regnet es zur Abwechslung wieder mal, die Kraniche fliegen in ihre Tagesstätte. Die Katze sagt guten Morgen, die Kraniche kommen noch mal vorbei, außerdem eine weißschwarz-getupfte Elster.

Wir verlassen den See und reiten durch sumpfiges Moor. Bäume und weiche Wiesen. Auf dem Pass eine herrliche Galoppstrecke. Sandro testet den Einsatz des Halsrings aus Seglerschnur. Ich bringe Bat für seine Schweizer Freundin ein italienisches Liebeslied bei. Der Fluß, den wir entlangreiten, heißt so etwas wie Tschigiliningr. Auf dem Paß wieder ein Ovo, der mit Pferdehaar und Schokolade beschenkt wird. Mittagsrast mit Reis, Sugo und Schokoriegel. Wir müßten zu einem Fluß kommen, doch ist das, was sich Asengo´ nennt, nur eine Steinwüste mit einem Rinnsal drin. Sandro hat inzwischen das PP-Halfter am Sattel festgebunden und reitet nur mit Halsring.

Ich probiere schon mal, mit Gitano irgendeine gemeinsame Sprache zu finden, d.h. ihn von seinem Rennzwang wegzubringen. Er legt ein paar Bilderbuchstopps hin. Wir treffen Hirten mit Schafen. Die Guides teilen sich und suchen Wasser. Sandro übt Slalom zwischen den Büschen. Schließlich finden die Guides einen Lagerplatz am Fluß mit Wasser und unendlich vielen Fliegen. Sandro arbeitet jetzt noch mal ernsthaft mit Gitano und läßt dann mich versuchen. Die Mongolenpferde verstehen das Reiten ohne Zäumung erstaunlich schnell. Bat ist neugierig geworden und will auch mit seinem Pferd probieren. Ich übersetze Sandros Erklärungen ins Englische. Die anderen Guides tun so, als würde sie das nur mäßig interessiert, in Wirklichkeit entgeht ihnen nichts.

Zum Abendessen zaubert Bagy Pommes mit Gemüse, Glasnudeln und Gehacktem. Wir bekommen unsere mongolische Namen: Halunja´, was einer Farbe entspricht, die zwischen Silber und Bronze schillert. Und Dudschi, der Name eines allen bekannten Spitzenreiters dieser Gegend - für Sandro natürlich.

Die Pferde grasen friedlich unter dem abendlichen Himmelszelt. Mit ihren drei/vier Meter langen Führzügeln sind sie jeweils zu zweit an einen Holzpflock gebunden, der in der Erde steckt - einer der Guides stellt diese Holzpflocks bei jeder nachmittäglichen Ankunft in einem Nachtlager aus herumliegendem Holz her. Einige Pferde werden einfach mit ihren Führzügeln aneinandergebunden und streifen mit einer acht Meter langen Verbindung durch die Pampa. Es kommt bei beiden Varianten zu den abenteuerlichsten Verwicklungen. Manchmal kann man sich gar nicht vorstellen, wie dieses Knäul von Schnüren, Hufen und Gebüsch wieder entwirrt werden könnte, aber keiner greift ein. Unsere Pferde hätten schon Panikattacken und sämtliche Beine gebrochen - diese hier weiden zehn Minuten später schon wieder ganz woanders und acht Meter unverknotete Führschnur von einander entfernt.

4. Tag

Ich probiere Gitano mit PP-Halfter und Trense-Zügel kombiniert zu reiten, er geht ganz entspannt, bald lasse ich Trense und Zügel weg und gebe sie einem Guide. Der ständige Druck scheint wie weggeblasen. Gelöst und neugierig streift Gitano durch Wald, Wiesen und Sumpf. Zwischen Bäumen und Büschen übe ich Kurven und Zirkel. Mit der Zeit kriege ich auch raus, warum er diesen ständigen Rennzwang hat: Er haßt den Kontakt der Schenkel an den Flanken und rennt den ganzen Tag davor weg, Wenn sich der Reiter dann verkrampft und die Schenkel schließt, schaukelt sich das Problem den Tag über immer mehr auf. Ich reite also ohne Schenkelkontakt und Gitano findet das sehr nett von mir.

Ein Wildschwein kreuzt unseren Weg, kurz darauf sehen wir einen Fischreiher ... und dann - als wir den Wald endgültig hinter uns lassen und nurmehr von grünen Hängen umgeben sind - die erste Pferdeherde. Der Hengst sticht schon von weitem heraus durch seine fast bodenlange Mähne. Er ist weiß und stämmig - könnte ein Verwandter von Gitano sein. Er bewacht gut zwanzig Stuten und Fohlen. Wir nähern uns vorsichtig. Die fremde Herde und auch der Hengst nehmen es gelassen. Nichts von der Aufregung der Pferde bei uns zu ähnlichen Anlässen. Offenbar sind Pferde hier nicht einmal für Pferde etwas besonderes. Friedlich grasend beobachtet der Hengst aus den Augenwinkeln, ob irgendeiner der Ankömmlinge Ansprüche auf Teile seiner Herde anmelden möchte. Unsere

Wallache haben offenbar genug Erfahrung mit Hengsten und riskieren keine Mißverständnisse. Deshalb können wir ganz ohne Risiko zu der Herde hin und in sie hineinreiten. Die Stuten nehmen kaum Notiz davon und der Hengst läßt es zu - irgendwann allerdings sondert er, noch immer ganz ruhig, Teile seiner Herde ab und läßt sie gemächlich in eine andere Richtung grasen. Sicher ist sicher!

Kurz darauf sehen wir von weitem eine Herde, die von zwei Hirten in flottem Trab von irgendwo nach irgendwo getrieben wird, und im Laufe des Nachmittags kreuzen noch mehrere Pferdegruppen den näheren und ferneren Horizont. Wir fragen Christian, wie das denn mit Pferdediebstahl aussieht bei den vielen unbewachten Herden, die überall herumlaufen. Keine Chance, sagt er. In der ganzen Provinz kennt JEDER JEDES Pferd und weiß genau, wem es gehört (erstaunlich für uns, aber in einer Umgebung, wo sich alles um Pferde dreht, wohl selbstverständlich). Man könnte gar nicht so schnell reiten, sagt Christian, wie sich die Nachricht verbreitet, daß der falsche Mensch mit dem falschen Pferd unterwegs ist. Das einzige, was hin und wieder vorkommt: daß organisierte Gruppen ganze Pferdeherden über die Grenze nach Rußland zum Schlachten treiben - und da ist dann nichts zu machen. Aber solche Vorfälle halten sich, derzeit zumindest, in Grenzen. Die Guides probieren unsere mongolischen Namen aus und freuen sich total, wenn wir darauf reagieren. Gitano geht wunderbar ohne Trense, nur irgendwann döst er offenbar ein vor lauter Entspannung, stolpert er über eine Wurzel und stürzt. Gott sei Dank ist er so klein, daß ich im Sturz bequem absteigen kann - keiner von uns hat sich was getan und es geht gleich weiter.

Die Steppe fängt an, jetzt ist auch der letzte Baum verschwunden, das Gras wird gelblicher und wir reiten in eine Ebene hinab, die ausschaut, als habe der Liebe Gott die Schöpfung erst gestern vollendet und müßte sie jetzt noch mit Bisonherden bevölkern. Wir reiten selten im Troß. Jeder reitet, wo er will, bleibt stehen, reitet irgendwelchen Wildvögeln nach und zückt die Kamera - immer irgendwie von weitem beaufsichtigt von "seinem" Guide, der dann weiß, wo er die anderen wiederfindet. Halt zum Nachtlager auf einer Feucht-Wiese am Fluß. Die Pferde werden am Waldrand oben angehängt. Talergroße Edelweißblüten wachsen überall, so dicht wie Gänseblümchen. Es ist noch früher Nachmittag, wir reiten in einer kleinen Gruppe noch mal los, um Pferdeherden zu besuchen. Sandro ist schlecht gelaunt, wir reiten ohne ihn. Wir treffen beides, Pferde und Yaks. Die drei Jungs, die uns begleiten, geben uns eine Spezialdemonstration ihrer Cowboykünste und treiben die Tiere hierhin und dorthin, bis wir bei einer Holzhütte landen. Enkes Verwandte wohnen offenbar hier. Es gibt Yak-Yogurt und Yakbutter mit Brot. Sie wohnen in dieser Sommer-Holzhütte, daneben steht der Ger für die kälteren Tage. Die Pferde halten sich wegen der Hitze in Sandbett

auf, sie suhlen sich darin, inmitten einer dicken Staubwolke. Vor der Hütte werden Yogurt und Molke getrocknet.

Auf dem Rückweg geht's im Renngalopp über die Steppe, der erste Sicherheitstest für das Reiten ohne Zäumung auf meinem Rennpferd. Gitano benimmt sich gentleman-like. Kaum zurück setzt plötzlich heftiger Regen ein. Die Guides haben schon die Zelte aufgestellt und wir flüchten ins Trockne. Wegen der kurzen Nächte sind wir sowieso todmüde und schlafen sofort ein. Lautes Rufen weckt uns, die Teller werden gereicht mit Kartoffeln, Tomatensugo, Mais und einem köstlichen Kohlsalat, wenig später findet sich auch der heißer Tee ein. Bagy, für den 12 Grad und strömender Regen nur ein sommerlicher Landregen sind, hat doch tatsächlich gekocht für uns.

Als ich wieder wach werde, hat der Regen nachgelassen - es ist wieder Tag, weil hier der Tag fast bis Mitternacht dauert - und Ce´ciles Pferd hat Kolik. Ich wecke Sandro. Er ist nicht sehr begeistert, weil er nichts gegen Kolik dabei hat, steht aber doch auf und stellt fest, daß das Pferd nicht nur Kolik hat, sondern auch einen schweren Satteldruck. Als Sandro drückt, läuft der Eiter in Strömen raus, er schiebt Socatil in das Loch, gibt Dermaflon drüber. Für die Kolik läßt er sich von Bagy reichlich Speiseöl geben, massiert damit den Rücken und besonders die Nieren und läßt das ganze mit dicken Decken zudecken, damit es ordentlich heiß werden kann. Er verordnet eine mehrtägige Belastungspause.

Bat macht unter Sandros Anleitung und übersetzt von mir weitere Parelli-Erfahrung bei Sonnenuntergang. Zufällig kommt das Gespräch auf Kaffee und wir finden den Grund für Sandros schlechte Laune. Ab jetzt bekommt er nachmittags keinen Pulverkaffee mehr, sondern nur Tee.

5. Tag

Im Morgengrauen ruft Thomas: "Wolf ein Wolf!" Sandro stürzt irgendwie aus dem Zelt und filmt ihn. Der Wolf ist dann der schwarze Hund vom Ger in der Nähe - mit sehr wolfsartigen Bewegungen. Er findet schnell heraus, daß Christian der Chef des Gastrudels ist, läßt ihn nicht aus den Augen, bietet sich als treuer Freund und Helfer an und bittet ins Rudel aufgenommen zu werden. Da Christian dazu nichts sagt, weil er, wie er später erzählt im tiefsten Herzen hundekrank ist, schließt sich der Hund uns einfach an.

Brendan hat ein geschwollenes Gesicht, ein Abzeß in der Zahnwurzel oder so etwas, er schaut eher aus wie ein Rhinoceros, der Arme. Sandro reitet deshalb ohne Halfter, so daß das PP-Halfter erfreulicherweise wieder mir bleibt. Hand in

Hand reiten wir durch Flüsse, Sümpfe und Wiesen. Wir kommen bei einem Ger mit Hausadler vorbei. Das stattliche Tier sitzt bequem auf der Stange vor dem Ger, an dem normalerweise die Pferde angebunden werden und schaut uns entgegen. Kameras werden gezückt und nähern sich. Der Adler erhebt sich gemächlich und fliegt etwa zwanzig Meter weiter auf einen anderen Pfosten. Die Kameras kommen nach, der Adler denkt nicht an Stress, sondern trödeln zum nächsten Pfosten. Da er die Kameras immer noch nicht los ist, fliegt er kurz bevor sie loslegen können, zum ersten Pfosten zurück und hat jetzt Ruhe.

Mittagsrast auf einer Lichtung mit Baumstämmen, es gibt Gurkenbrot mit Yakbutter, köstlich. Christian droht jedem, der es wagen sollte den Hund zu füttern, schreckliche Rache an - bei aller Liebe zu Hunden: er hat Mireille versprechen müssen, in diesem Sommer kein Rudel um sich zu versammeln, auch kein einköpfiges. Am Nachmittag probiere ich das PP-Halfter nur mit einseitiger Schnur und Halsring dazu. Gitano reagiert perfekt. Die Guides sind ganz beeindruckt, was ich daran sehe, daß sie statt ihrer üblichen lauten Flüchte, wenn sie ein Pferd beruhigen wollen, unser leises gsssssss übernehmen. Wir reiten durch Sanddünen mit Rudeln von Erdhörnchen und Lemmingsen, Yak- und Pferdeherden.

Unsere beiden Pferde gehen nebeneinander wie eingespannt - und uns haben sie gesagt, daß die beiden nicht zu halten sind, wenn sie beieinander sind. Wir erreichen ziemlich früh unser Nachtlager in einem Flußdelta. Rundherum Sanddünen und Wasservögel. Das Wasser ist ausnahmsweise so warm, dazu Sonnenschein und lauer Wind, daß ich sofort Haare- und Wäschewaschen aufs Programm setze.

Fast zahme Erdhörnchen wuseln zwischen den Kisten und Säcken von Bagy Zeltküche. Karl soll mit Tschuka verheiratet werden, er ist höchst verunsichert, weil er nicht versteht, wie ernst es den Mongolen ist und wie weit er sich auf den Spaß einlassen, kann, will und soll. Ansonsten hilft er mit seiner chinesischen Massage allen gegen alle verschobenen Wirbel und Gelenke und sonstige Leiden. Tom Baatar, der Chef unserer Guides, so erfahren wir, ist der Medizinmann der Provinz, seine Spezialität ist das Finden von versprengten Pferden. Wo sie sind, liest er in einem Schafsschulterknochen, auf dem er Kräuter verbrennt. Er hat eine Trefferquote von 90 Prozent. Brendan kriegt eine Kortisonspritze, zwei von drei vorhandenen Portionen. Die dritte hebt Sandro für den Notfall auf. Gitano kriegt PP-Extralektionen, Galopp in Zirkeln und Achtern um irgendwelche Anbindepfähle für Pferde herum, die in der Weite der Steppe herumstehen - Reste eines vorübergehenden Rastplatzes, vermutlich hat hier einmal ein Ger gestanden. So etwas kennen die Mongolenpferde nicht, für sie

gibt es nur gradaus. Gitano braucht einige Zeit, um zu verstehen, worum es geht. Abends um halb zehn hole ich mir beim Zuschauen noch einen Sonnenbrand!

Kinder aus der Umgebung bringen Milch, Butter und Nudeln, wir werden erste Geschenke los. Die älteste Schwester nimmt mein Stofftier, die Buntstifte und die Haarspangen mit ernstem Gesicht sofort an sich. Chris sagt, daß sie hinterher genau teilen wird, und wenn sie dafür einen Stift in drei Teile brechen muß. Zum Abendessen zaubert Bagy Kartoffelsalat, Rotkohlsalat, Peperonata, Hackfleisch und Pflaumenkompott. Sandro möchte unbedingt angeln, schon seit Tagen. Er findet auch hier keine Fische, dafür schon mal einen Angelhaken. Zur guten Nacht kocht Bagy noch die Yakmilch ab und es gibt heiße Yakmilch als Betthupfer.

6. Tag

Es regnet schon vor dem Aufstehen, deshalb nur Katzenwäsche im Zelt - dann das Kunststück alles zusammenzupacken, ohne daß irgendetwas naß wird. Unter der Zeltplane der Feldküche gibt es Yakyogurt-Frühstück mit frischem Brot und frischer Butter, die die Kinder gebracht haben. Die Älteste kommt noch mal vorbei um zu schauen. Sitzt bei der Kälte und in strömendem Regen barfuß und leicht bekleidet auf ihrem Pferd ohne Sattel und schaut uns bei Frühstück zu, dann sprengt sie davon in perfektem freiem Sitz.

Aufbruch im Regen, dichte Wolken am Himmel, überall Lemminge auf dem Boden. Brendan ist in bedenklicher Verfassung, seine Schwellung wird immer unförmiger. Sandro denkt daran, ihm Penicilin zu geben, befürchtet aber Koliken. Jetzt sehen wir den Adler auf Zaunstämmen ganz aus der Nähe. Reiten wieder bei dem Ger vorbei, ein Jährling läuft mit, den die zwei Cowboys, die ihm sofort nachreiten, einfach nicht einfangen können. Ich denke mir, daß hier die Männer wirklich noch was Sinnvolles zu tun haben. Woanders sitzen sie im Büro und gehen maximal Kaffeetrinken. Hier sprengen sie den halben Vormittag einem wilden Jährling hinterher. Es regnet und regnet. Wir halten bei einem Ger, immerhin ist es warm, alle 23 drängen wir uns in dem kleinen Raum, die Bewohner bieten uns Yakyogurt und getrocknetes Yogurtstückchen an. Am Feuer liegt ein fette schwarzweiße Katze, die sich auch durch schwere Männerreitstiefel direkt neben sich nicht stören läßt.

Die Selbstsicherheit der Katze ist auffällig und führt später zu einem ausführlichen Gespräch über die Mentalität dieser Nomadengesellschaft. Im krassen Gegensatz zum Beispiel zur Chinesischen Gesellschaft sind die Frauen völlig gleichberechtigt und die Tiere werden gut behandelt. Die Natur hier ist mit

niemandem zimperlich und deshalb ist man es offensichtlich auch nicht untereinander - aber es herrscht in dieser kargen Umgebung eine grundsätzliche Achtung vor allen, auf die man angewiesen ist - und das sind fast alle. Die Mädchen und Frauen sind selbstbewußt und verhalten sich genauso frei, offen und ungezwungen wie die Buben und Männer. Typisch für Nomadengesellschaften, wo man erstens keinen großen Reichtum anhäufen kann und wo man zweitens nur durch das Zusammenwirken aller Familienmitglieder überlebt. Auch im Umgang mit den Tieren, von denen sie leben, sind die Mongolen nicht verschwenderisch. Im Sommer werden außer in Ausnahmefällen nur Milchprodukte gegessen, weil sich das Fleisch nicht konservieren läßt und die Nomaden nur ausgewachsene Tiere schlachten, die auch eine größere Menge Fleisch liefern. Junge Tiere zu schlachten ist eine Angewohnheit von Verschwendungsgesellschaften, und das ist die mongolische nun wirklich nicht. Ein junges Tier kann noch wachsen, Speck ansetzen, Kilos zulegen, sich vermehren ...

... und da finden wir auch den Grund, warum es bei den Mongolen hier zwar Yogurtprodukte, aber keinen Käse gibt. Christian erzählt uns, daß er und Mireille vor ein paar Jahren einen echten Schweizer Käser mit in die Mongolei gebracht haben. Nachdem der die chinesischen Zollbeamten davon überzeugen konnte, daß das weiße Pulver in seinem Gepäck kein Kokain ist, hat er den mongolischen Hirtenfrauen in Hovsgol Käsemachen beigebracht. Die Begeisterung und das Interesse waren groß, der Yakkäse köstlich - bis, ja bis das Labpulver ausging. Der Käser meinte arglos, man bräuchte nur ein Kalb oder Lamm zu schlachten und hätte Lab genug ... hätte er das nie gesagt ... die Käseproduktion war beendet. Das einzige, wo mit der Achtung der Mongolen vor den Ressourcen der Natur offensichtlich Schluß ist, ist der Fischbestand des Hovsgol-Sees. Im Winter werden unter der Eisoberfläche große Schleppnetze gezogen und der Fischreichtum des Sees grausam vernichtet.

Wir schenken meinen Plüsch-Waschbären und Buntstifte als Dank für die Gastfreundschaft. Die Kinder toben draußen mit Zwergziegen durch die Pfützen - offenbar sind sie völlig Kälte-unempfindlich. Die Katze hat inzwischen Appetit gekriegt und verspeist einen Lemming. Irgendwann tritt die alte Großmutter der Familie sehr würdevoll und bedächtig vor die Hütte, geht ein paar Meter, lupft dann ungeniert ihren dicken Filzmantel, zeigt uns einen Augenblick ihr Hinterteil, hockt sich hin und pinkelt. Dann geht sie wieder sehr würdevoll und bedächtig in die Hütte zurück. Danach mache auch ich mir in der baumlosen Steppe weniger Probleme

Wir beschließen in der Nähe zu bleiben, weil es wieder angefangen hat zu regnen. Das Lager wird unterhalb des Gers am Fluß aufgeschlagen. Sandro geht angeln und wird später 6 Fische heimbringen, die in Folie gebraten werden. Am Abend soll es das mongolische Nationalgericht Horchock geben. Tom Baatar bestellt deshalb einen Hammel bei unsern Gastgebern. Ich übe mit Gitano Übergänge, Galoppstart und öle vor allem die Bremsen, von weitem beobachte ich wie beim Ger die Hausadler mit den Schlachtresten gefüttert werden. Unglaublich wie schnell sich das in der Vogelwelt herumspricht. Die Ger-Bewohner bringen das Fleisch und eine Milchkanne für den Horchok. Für unsere Geschenke bedanken sich die Frauen außerdem mit Käse, frischem Brot und trockener, bröseliger Yaksahne. Sie überreichen diese Geschenke Karin der ältesten Frau in unserer Gruppe. Für den Horchock werden Kartoffeln, Karotten, Zwiebel, das Hammelfleisch und vor allem glühende, faustgroße Flußkieselsteine in einer Aluminiummilchkanne geschichtet (traditionell gab es da sicher ein anderes Gefäß). Die wird dann hermetisch verschlossen und ins Feuer gestellt - eine Art Dampfkochtopf. Später halten zwei Mongolen mit einem Baumstamm den Deckel zu, während ein anderer vorsichtig den Dampf abläßt. Der Eintopf ist nach dem kaltnassen Tag eine Wohltat. Abends verarzten wir die Pferde. Brendan haut wieder mal ab und muß umständlich gefangen werden.

Der Tag endet mit einem farbenintensiven Sonnenuntergang über der Tundra.

7. Tag

Frühstück mit der frischen Yaksahne und Heidelbeermarmelade. Die Sonne kommt heraus, auch wenn es noch kühl ist. Vor dem Aufbruch kommt unser Gastgeber von gestern. Ein Yak hätte Fieber. Sandro ist nur mit Mühe zu überzeugen, dann gehen wir mit Erke nachschauen. Es handelt sich um eine relativ junge und kleine Yakkuh, die gestern ein Cockerspaniel-großes schwarzes Yäkchen zur Welt gebracht hat. Die Nachgeburt hat sich nicht gelöst, deshalb das Fieber. Sandro braucht fast eine Dreiviertelstunde: er fährt mit der Hand in die Gebärmutter und löst vorsichtig Stück für Stück die Nachgeburt. Die ganze Familie steht drumherum und leidet mit. Nachher gibt Sandro noch ein paar Penicilin-Tabletten in die Gebärmutter und hofft, das Frau Yak den Eingriff gut übersteht. Es ist ihre Erstgeburt, übersetzt uns Erke, und sie ist mit einem Rind gedeckt worden, meistens sind die Kälber dann größer und die Geburt sehr schwer - eine Reihe von ungünstigen Verquickungen ... Der Bauer jedenfalls ist heilfroh und schenkt Sandro einen blauen Schal und den Hirtenstock seines Großvaters.

Die Guides bringen uns die Pferde. Letzte Kilometer durch die Tundra und letzte Galoppstrecke im Wind. Dann geht es wieder durch gebirgiges Sumpfgelände. Bäume, Wiesen und dichte Mückenschwärme. Zu Mittag gibt es köstliche Maccaroni. Christian philosophiert über seine Erfahrungen mit den scheinbar freundlich naiven Menschen hier: "Einen Mongolen kannst Du nicht ausnutzen. Ich habe zwei Jahre gebraucht, um zu lernen wie die denken."

Wir treffen die orangenen Wildgänse und weiße Wildschwäne. Weiße Tiere bringen Glück, sagen die Mongolen. Sandro findet eine fast einen Meter lange Adlerfeder mit einem fingerdicken Kiel, dann noch eine zweite - die sich aber als Thomas Feder herausstellt, er hat sie kurz vorher verloren. Gitano geht jetzt ohne Führleine, nur mit Halsring und mein Herz streunt glücklich und dankbar mit ihm durch den Tag. Der Ortrakinjgol ist ein so tiefer Fluß, daß die Pferde bis zur Mitte des Bauchs drin verschwinden - die unteren Gepäcktaschen werden ziemlich naß sein. Wir klettern einen Holzweg mit schrecklichen Löchern hinauf. Brendan stürzt böse und lahmt eine Zeit lang - bis zum Abend ist es glücklicherweise ausgestanden und er wieder ok. Wir schlagen das Lager auf einer Mückenvollen Blumenwiese in der Nähe eines Flusses auf. Die Innereien vom Schaf werden gekocht und gebraten. Sie sind köstlich und die Mongolen ganz angetan davon, daß uns das schmeckt. Die meisten anderen Gäste ziehen die europäisierte Gästeküche von Baggi vor. Der kocht nämlich meisten doppelt - mongolisch für die Guides und etwas Internationaleres für die Gäste. Tom Baatar zeigt uns Heilpflanzen. Wolfszunge für Fieber und Halsweh bei Pferden und Menschen, 10 Blatt auf 200 g Wasser. Knöterich (Pimpernellblüten) gegen Babyduchfall 100 g auf ein Liter Wasser.

Langsam entwickelt sich ein Gemeinschaftsleben der beiden so fremden Gruppen. Unsere mongolischen Führer sind mit allem, was sie tun, verwachsen und tun es selbstverständlich und mit großer Gemütsruhe. Nur für uns ist ihr Leben der Ausnahmezustand. Für sie ist das der Alltag: Feuermachen und Teekochen bei strömendem Regen in der Früh, Pferde einfangen, die sich über Nacht von den Führleinen losgerissen haben, ein Lager abbrechen und auf Pferde verladen, den Weg durch wegloses Gelände finden, reißende Flüsse durchqueren, ein neues Lager finden, Holz organisieren Feuermachen und Teekochen. Sie tun das ganze Jahr über nichts anderes, und die Geschwindigkeit, mit der sie dies tun, hängt von der Menge und Länge des Steppengrases ab, das ihre sowieso wild lebenden Herden unterwegs finden. So tun sie trotz unserer Anwesenheit weiter, was sie sowieso täten, freuen sich, daß sie dabei etwas extra verdienen, und freuen sich noch mehr, als sie merken, wie wir uns immer mehr in diesem Leben zurecht- und daran Gefallen finden.

Rund um unser Lager Lärchenwälder, wir klettern auf den Berggipfel über uns. Es ist geht fast 80 Grad steil den Hang rauf, und einige ziehen es vor zurückzukehren. Oben eine wunderbare Aussicht auf die weichen Bergrücken und unsere winzigkleinen Zelte. Auf dem Abstieg sammeln wir wilden Rhabarber. Bagy wird zum Frühstück Rhabarbermus kochen. Der Weg zum Fluß führt über märchenhafte Mooslandschaften, das Badezimmer ist leider wieder nicht geheizt. Erst kommen mir die Temperaturen noch akzeptabel vor, doch als ich fertig bin, wird es plötzlich so kalt, daß ich auch am Lagerfeuer nicht warm werde und wir zu zweit im Schlafsack noch die längste Zeit frieren...

8. Tag

...was uns am nächsten Tag nicht wundert: Überall Raureif und die Zelte mit einer richtigen Eisschicht überzogen. Zum Frühstück gibt es den wilden Rhabarber. Beim Satteln erklärt uns Bat, woran man ein gute Rennpferd erkennt: Der Abstand zwischen den Augen und den Ohren muß gleich sein. Die Nüstern müssen wie Trompeten geformt sein. Die Lippen müssen entspannt und nicht irgendwie verkrampft oder verbissen sein. Die Augen müssen einen mutigen Ausdruck haben. Kurze Fesseln. Brust und Widerrist sollen die gleiche Wölbung zeigen. Die Vorderhand soll gerade sein wie eine Säule. Die Hufe sollen wie ein umgekehrter Wog geformt sein. Die drei Knochen der Kruppe sollen den gleichen Abstand zueinander haben und gleich hoch sein.

Es folgt ein langer Tag den Paß hinauf. Von etwa 1800 müssen die Pferde fast auf 2300 klettern. Auf dem Weg dorthin kommen wir wieder bei einer allgemein bekannten Heilquelle vorbei. Auf der Waldlichtung haben mindestens zwanzig Mongolenfamilien ihre Tippys ausgeschlagen, überall zwischen den Bäumen sind Pferde angebunden, in den Zelten wird gekocht und Tom Baatar wird überall herzlich begrüßt, er ist wirklich eine Autorität in dieser Gegend. Männer waschen sich die Haare an den Quellfassungen. Einige Quellen sind warm. Da haben die Mongolen Becken mit kleinen Holzhütten darüber gebaut. Bat erzählt, daß sich da im Winter ein richtiger Eisglou um die Quelle bildet, indem die Badenden dann sitzen. Ein junger Hengst läuft uns nach, Bat bindet ihn schließlich an einen Baum, irgendjemand wird ihn wohl vermissen und abholen. Wir kommen zur Baumgrenze und durchqueren ein endloses Tal aus Steinen, Moostepichen und Moor.

Die Pferde versinken oft bis zum Bauch im Moor. Zwischendurch eine Straße auf Baumstämmen, die völlig vermodert sind. Trotz der vielen Löcher finden die Pferde sicher ihren Weg. Wir fragen uns, wie sie das schaffen. Mittagsrast bei einem OVO auf 2240 Metern Höhe. Es wird eiskalt und windig. Die Pferde sind

genervt, sie haben die Schnauze voll von der Kraxelei und den tiefen Moorlöchern. Viele kleine Seen und einzelne Schneeflächen vom letzten Winter, weißer Enzian. Die Regenwolke wandert mit uns mit und verspricht dauernd, sich früher oder später zu entladen. Beim Abstieg landet Karins Pferd mit dem Fuß in einem Loch. Ich habe Meinungsverschiedenheit mit Gitano. Er ist müde und hat keine Lust mehr, stemmt sich mit steifem Hals gegen die Führschnur, die ich ihm in diesem schwierigen Gelände zumindest einfach wieder angelegt habe. Als ich ihm im Laufe unserer Auseinandersetzung den Hals zur Seite biege, versucht er es noch mal mit dem Hinlegtrick und landet mit den Beinen Richtung Berg auf dem Rücken. Ich schlüpfe grad noch unter ihm raus. Er liegt da und kommt nicht mehr hoch - was schlimmer aussieht, als es dann schlußendlich ist. Dawaniam springt gleich her und Gitano steht wieder. Allerdings scheint ihn die Episode mächtig beeindruckt zu haben. Er wird künftig wesentlich weniger dickköpfig sein. In der Ferne die sibirischen Berge. Ein Meanderfluß schlängelt sich durch ein Tal mit fetten Wiesen und bunten Blumen. Es wird merklich wärmer, sogar die Sonne gibt sich die Ehre. Ich hänge alles zum Trocknen in die Büsche. Unser Nachtlager befindet sich am oberen Ende eines weiten, grünen Tales mit riesigem blauen Himmel drüber. Die Pferde dürfen heute gleich grasen. Abends Knotenkunde mit Mongolen, Cays Theodoreknoten dient ihnen als Spitze für den typischen Mongolenhut (Sandro findet, er sieht aus wie ein Ger mit aufgestelltem Penis drauf), die Miniversion des Theodoreknoten verwenden die Frauen als Knöpfe für die typischen Mongolenmäntel. Bathu flicht für Sandro und mich einen Satteltgurt aus Leder. Es ist wirklich erstaunlich. Hier wird alles von einem geschlachteten Tier verwendet, die Haut, die Knochen ... nichts ist umsonst gestorben. Die Guides holen Holzstecken, weil sich die Weiden hier für ihre Hirten-Stöcke besonders gut eignen. Am Abend gibt es Peperonata, Pommes und Hammelgeschnetzeltes. Danach macht Bagy Pancakes für den nächsten Tag. Seine Küche auf vier Hufen birgt wirklich erstaunliche Vorräte.

9. Tag

Das leise Klopfen von Regentropfen auf das Zeltdach weckt uns. Bis wir wach sind, wächst sich das zu einem richtigen Regen aus. Zusammenpacken, ohne daß etwas naß wird, haben wir jetzt schon oft genug geübt. Unmerklich hat sich unser Zelt geordnet wie ein mongolischer Ger. Links die weibliche Seite, rechts die männliche, Eingang nach Süden - und so gibt es keine Mißverständnisse mehr. Katzenwäsche. Terrassenartig folgen die Hochtäler aufeinander. Der Weg ist nach wie vor anstrengend für die Pferde: Stein, Sumpf, Schneefelder und viele kleine Seen. Durch den Regen schwellen die Flüsse in kurzer Zeit so an, daß Tom Baatar zur Eile mahnt. Das erste Flußbett sollte nämlich um diese Jahreszeit trocken sein, ist es aber überhaupt nicht. Gitano geht so gut, daß ich die endgültig

Führschnur löse. Es wird wiesiger. Tom Baatar bittet uns, beieinander zu bleiben, denn jetzt kommen wir wieder durch richtigen Sumpf und er gibt, wo immer es geht, ein fixes Tempo vor, damit wir dem Fluß zuvorkommen. Irgendjemand jammert, wie lange das noch so weiter geht. "Noch 10 Flüsse", sagt einer der Guides ungerührt. Dann kommt der Fluß, der richtige, breit und reißend. Gitano geht nur mit Halsring durch! Ich liebe ihn! Ab und zu spüre ich, wie die Strömung sein Hinterteil wegschiebt und er sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Wassermassen stemmt.

Rast in einem Buschhain, die Guides machen Feuer, es gibt Pancakes mit Käse und Glasnudeln mit Hammel. Dann hört der Regen endlich auf und vor uns öffnet sich wieder die Steppe. Hinter uns in den Bergen wechseln sich abenteuerliche Licht-, Farb- und Wolkenspiele ab. Vor uns wieder der Hovsgol-See und dahinter die russischen Berge. Gitano geht jetzt nur mit Halsring, das PP-Halfter - ich hatte es zur Sicherheit und für einen schnellen Griff nach vorn zum Kopf noch oben gelassen - habe ich auch weggenommen. Mona schaut interessiert, versucht mit seinem Pferd neben mir und mit seiner Stimme, dem mongolischen "Tschou!" zu beschleunigen, zu bremsen und bemerkt anerkennend, daß ich mein Pferd total in der Hand habe, Gitano hört nur auf mich, was Mona und sein Pferd tun, ist ihm wurscht. "You are a very good horseman," sagt Mona anerkennend - und das sagt ein mongolischer Mann zu einer Frau Eine wunderschöne Galoppstrecke taucht vor uns auf und ich lasse Gitano rennen, wie er will. Plötzlich höre ich Sandro brüllen. Fee.... Was? Feeee..rm...aaaaein fuchsfarbener Strich saust an mir vorbei.... Sandro hat der Versuchung nicht widerstehen können, doch einmal zu galoppieren ... und Brendan kennt kein Halten mehr ... Feeermo Karl!!! brüllt Sandro. Als alle anderen anhalten, stoppt irgendwann auch Brendan.

Beim anschließenden flotten Ritt in den Abend trocknen die regennassen Kleider. Den See entlang Yakherden. Ein letzter stürmischer Vollgalopp durch die hügelige Steppenlandschaft. Gitano ist toll: er reagiert auf die leiseste Andeutung mit dem Halsring, wird schneller, nimmt sich zurück, weicht Karls Pferd aus, als Karl die Differenzialsperre wieder mal nicht rauskriegt und mich schon wieder fast über'n Haufen geritten hätte. Kurz vor dem Seeufer taucht ein Ger auf. Wir halten und bekommen Milchtee und getrocknetes Yogurt. Der Ger steht auf rohem Boden, wegen des Sommers bestehen die Wände aus einer einzigen Filzschicht, Drinnen nur wenig Einrichtung. Ein 12jähriges Mädchen bläst mit einem Rohr ins Feuer des kleinen Kanonenofens, geübt wie eine große. Die Mutter kommt vom Melken.

Enke, die es gelernt hat, die Kultur und Geschichte ihres Landes Fremden zu vermitteln, zeigt uns ein paar kleine Silbergegenstände aus dem Besitz der

Familie. Früher, sagt sie, äußerte sich der Wohlstand einer Familie in diesen Silberstücken. Sein Eßgeschirr und Besteck aus Silber hatte ein Reiter immer dabei, außerdem waren Sattel und Halfter mit Silber verziert - das Bankkonto sozusagen der Nomaden. Die Russen haben die Nomaden dann gezwungen, ihr Silber herzugeben, weil man in einer kommunistischen Gesellschaft keinen Reichtum zu haben hat - in völliger Fehleinschätzung natürlich der Möglichkeiten und Bedürfnisse eines Nomadenvolkes. Doch das war ihnen sowieso ein Dorn im Auge - sie hätten aus den Nomaden am liebsten seßhafte Lohnabhängige gemacht, sind aber an der unwirtlichen Weite und Kälte des Landes und der tief verwurzelten Unzähmbarkeit ihrer Bewohner gescheitert. (Ich frage mich, ob der moderne Kapitalismus da mehr Erfolg haben wird.) Die Russen, erzählt Erke, haben sich dann, um die Nomaden umzuerziehen, auf verschiedenste Schikanen beschränkt. Zum Beispiel haben sie sie gezwungen weiße Bettwäsche zu verwenden (ein Irrsinn in einem von 10 Personen bewohnten Ger), und es gab Kontrolleure, die regelmäßig nachprüften, ob diese Wäsche auch verwendet wurde und ob sie immer schneeweiß war ... Viele Familien bewahrten deshalb die weiße Wäsche sorgsam in einer Truhe auf, um sie, wenn sich ein verdächtiges Wesen näherte, schnell herauszuziehen und aufzubetten.

Das letzte Stück zum Lager gehen wir zu Fuß. Hier sind Badezimmerwände praktisch inexistent, aber inzwischen haben alle gelernt, damit klarzukommen. Das Schafschlachten drüben beim Ger sehen wir glücklicherweise nicht, dafür sieht es der Hausgreif, der gleich seine Runden dreht und sich seinen Teil abholt. Später gibt es gekochtes Schaffleisch mit Kartoffeln und Karotten. 65 Brote haben wir bisher vertilgt und drei Schafe, dem Koch gehen langsam die Vorräte aus. Nach dem Abendessen Sonderlektion für Brendan, der immer noch nicht glauben will, daß der Sattel kein Wolf ist. Danach übt Sandro mit ihm Galopp auf einem ebenen Stückchen Steppe.

10. Tag

Wunderbar frisches Brot und harte Sahnebutter mit der üblichen Heidelbeermarmelade zum Frühstück. Regenwolken versprechen nichts gutes, deshalb starten wir schon mit Regenzeug. Die Mongolen schauen mir bei der PP-Bodenarbeit mit Gitano zu und lassen sich dann von Sandro genau das Material zeigen. Gitano reagiert präzise auf alle Aufforderungen zum Rückwärtsgehen, Herkommen, Seitwärtsgehen, obwohl ich nur die dünne Schnur habe, die Führleine hat wieder Sandro für Brendan. Nach einer halben Stunde ist Gitano schon wieder ohne Halfter zu reiten. Wir lernen mit mongolischen Sätteln Satteln. Sandro ist ganz glücklich mit Brendan neben mir im Galopp. Ich stoppe

mittendrin, um die Bremsen zu prüfen und zu verhindern, daß die beiden in ihre frühere Konkurrenz zurückfallen. Gitano reagiert perfekt.

Tombaatr hat unterwegs ein junges Pferd gekauft, das Christian am Zügel mitführt. Ein zierlicher Dunkelschimmel, angeblich noch ein großes Fohlen, das sich dann nach Sandros späterer Zahnanalyse als sechseinhalbjähriger Wallach entpuppt, Tombaatr sagt fünf, wer weiß, was dann schlußendlich stimmt.

Auch am See ist die Steppe jetzt Sumpf, ein Reh verschwindet im Wald. Chris sagt, daß es auch Elche gibt, aber die zeigen sich heute nicht. Die Steppe verwandelt sich in Parklandschaft, lange Trab-Galopp-Strecke Hand in Hand mit Sandro, beide mit den von jedem Halfter freien Pferden. Christian photographiert uns und stellt wieder mal fest, daß unsere Pferde lachen.

Mittagsrast im Regen, es ist so kalt, daß die Guides aus regennassem Holz sogar ein qualmendes Feuer machen, damit wir uns ein bisschen wärmen können. Reis mit Mais und Würstel - die Vorräte gehen wie gesagt zuende. Dann Sumpf, Steine, Flüsse zu durchqueren und Regen aus vollen Kübeln. Bat erklärt unbeeindruckt vom Wasser die Kriterien der Zucht-Hengstauswahl: Volle Mähne und schöner aufrechter Mähnenkamm, um die Wölfe abzuschrecken, gut ausgebildete Hoden, dicker Schweif, damit die Hoden im Winter nicht zu kalt kriegen, kein feuriges Auge, das erschreckt die Fohlen und zeigt außerdem, daß das Tier zu aggressiv ist und sich zu schnell verausgabt, ein guter Hengst muß sanfte Kamelaugen haben. Die Stimme muß klar klingen wie ein Vogel, nicht wie ein Schwein, das deutet auf eine gute Atmung, grunzendes Wiehern deutet auf Probleme in den Atemwegen.

Gleich darauf können wir die Regel mit dem dicken Schweif verstehen, es fängt plötzlich an zu hageln, alle Pferde drehen sich, ohne auf weitere Kommandos ihrer erstaunten Reiter zu hören, automatisch mit dem Schweif gegen den Wind und warten mit gesenkten Köpfen, bis Sturm und Hagel vorbei sind.

Ankunft einen Tag zu früh beim Rastplatz am See, wo wir das Schiff treffen sollen. Keine Klotüren mehr und nichts zum Anbinden der Pferde - die werden einfach aneinander gebunden. Eines steht komplett gehobelt und geknebelt und an dem hängt die ganze Reihe der anderen. Gottergeben warten sie, daß sie fürs Abendessen freigelassen werden. Einige legen sich sogar hin trotz der mißlichen Lage. Unsere Pferde hätten wahrscheinlich nach ein paar Minuten alles zerrissen und sich mehrere Knochen gebrochen mit dieser Anbindetechnik. Die Guides warten höflich, bis ich hinter dem einzigen Holzzaun, den es weit und breit gibt, fertig bin, dann wird er abgebaut und in ein Tippy und Brennholz verwandelt.

Unter dem Dach aus den Abdeckplanen unserer Packpferde warten wir, daß der Rauch abzieht, stellen in einer Regenpause ganz schnell die Zelte auf, dann Kaffee unter der Feldküchenplane und Sachen trocknen im Tippy. Man hat die Wahl zwischen Regen und Kälte draußen oder brennenden Augen und Qualm drinnen. Die Guides halten ungerührt ihre Füße mit den löchrigen schwarzen Leder-Reitstiefeln in die Flammen. Über dem See und den grasenden Pferden wölbt sich in einer Regenpause ein weiter Regenbogen. Sonne und Regen wechseln, wir sitzen im Tippy und frieren. Christian erzählt, daß die Tsaatan auch bei 50 Grad minus nur im Tippy wohnen auf dem nackten Boden - wie die das wohl machen?!

Zum Abendessen läßt Christian im Tippy heizen, danach versucht Hollywood, das neue secheinhalbjahre-Fohlen abzuhausen, fünf Männer wollen ihn einfangen. Plötzlich steigt das Pferd und schlägt Jagana voll ins Gesicht. Glücklicherweise sind die Zähne noch drin, aber die Lippe ist geplatzt. Sandro photographiert gerade den riesigen Regenbogen mit Pferden und See drunter. Ich sage ihm, daß er vielleicht gebraucht würde, und er muß die Feldklinik aufbauen. Daß er gerade Wodka getrunken hat - was er sonst nie tut - und bei der ganzen Operation kichert wie ein Siebzehnjähriger, quittiert Jagana mit der undurchdringlichen Mine eines Indianers. Von einem entfernten Ger bringen Jungen vergorene Stutenmilch "AIRAG". Ihr Pferd legt sich gemütlich neben unser Lagerfeuer, als Sessel für seinen Reiter, während der mit den Milchtee trinkenden Guides plaudert. Endlich können wir mal ausprobieren, ob dieses angebliche Abführmittel funktioniert und wie es schmeckt. Erke beruhigt und sagt, das seien alles Märchen, als sich jeder schon mal nach einem nichtvorhandenen Busch umschaute. Die Stutenmilch schmeckt frisch, kühl, leicht säuerlich mit einem Anflug von bitter oder hantig und leicht moussierend. Ich trinke zwei oder drei Schalen - und nichts passiert. Wir gehen schlafen - aber gleich darauf weckt uns Bat wieder: Über dem See ist ein riesiger dunkelorangefarbener Vollmond aufgegangen, der seine lange orangene Spur über den See zieht...

11. Tag

Die Jungs von gestern bringen zum Frühstück frisches Yakyogurt und es ist das BESTE, das es bisher in der Mongolei gegeben hat. Ich glaube nicht, daß man überhaupt besseres Yogurt machen kann! Wir machen einen Ausflug vom Lager aus und kommen bei dem Ger vorbei, der uns die Stutenmilch und das Yogurt geliefert hat. In einem Paddock vor dem Haus sind mehrere Stuten mit Fohlen zusammengetrieben - ungewöhnlich schöne, große und gutgenährte Tiere. Als wir ankommen und unsere Pferde anbinden, fangen die Jungs von vorhin gerade an, die Stuten und ihre Fohlen mit einem Lasso einzufangen. Sofort sind unsere

Guides auch dabei und auch Sandro versucht sein Glück. Eingefangene Fohlen werden durch den Zaun gestopft - jetzt weiß ich, warum Brendan beim ersten Parelli-Gespräch mit Sandro den Weg durch die Zaunstangen so schnell gefunden hat - und draußen so tief angebunden, daß sie nicht am Euter der Mutter trinken können, trinken dürfen sie nur nachts. Die Stuten werden einfach freigelassen - ohne ihr Fohlen laufen sie sowieso nicht weg. Wir melden uns für später an, um beim Melken zuzuschauen. Auf unserem weiteren Weg kommen wir bei einem Ger vorbei, bei dem Bretter mit der Hand geschnitten werden.

Auf dem Rückweg werden wir erst mal zu einem wahren Festmahl in den Ger gebracht. Die Mutter, eine etwa 40 jährige sehr gepflegte und strahlende Frau hat wunderbar aufgetischt: Airag - vergorene Stutenmilch, Arol-getrocknetes Yogurt, Ha´chmak- ein süßlicher, fester Griesbrei, offenbar mit Sahne gekocht, den man auf´s Brot streicht - herrlich!, ofenfrisches Brot, Butter und Tee. Christian ißt wie wir mit großem Appetit - ermahnt uns aber Baggis Mittagessen nicht zu vergessen, da müßten wir dann bitte noch genauso hungrig sein. Sonst wäre Baggi tiefgekränkt. Die Holzhütte ist ungewöhnlich gepflegt und reich eingerichtet. Der Hausherr hat offenbar gute Rennpferde. Er zeigt und erklärt uns stolz das besonders reich geschmückte Zaumzeug. Bat übersetzt uns Hinweise zur Kunst der richtigen Rennvorbereitung und zeigt uns dabei das mongolische Schweißmesser. Wichtig ist, sagt er, das man beim Einwärmen den Schweiß überprüft. Das Pferd sondert sechs verschiedene Schweißsorten ab, sagt er, und erst wenn der Schweiß klar und wässrig ist, ist es bereit für das Rennen. Jagana zeigt uns ganz glücklich, daß er als Führer in der bebilderten Landkarte der Provinz verewigt ist, die hier im Haus herumliegt. Geschenke werden austauscht, die Mädchen versuchen gleich die Parfümproben aus, und das Haus riecht nach teurem Pariser Männerparfüm. Wir gehen hinaus, um beim Stutenmelken zuzuschauen.

Die Stuten stehen neben ihren Fohlen, die Fohlen liegen schicksalsergeben und durstig am Boden. Unsere Gastgeberin kommt mit einem Holzeimer, einer ihrer Söhne hält einer Stute mit einem Seil ein Bein hoch damit sie nicht schlägt, ein anderer holt das dazugehörige Fohlen, es darf zwei Schluck trinken, damit der Milchfluß in Gang kommt, dann melkt die Mutter mit ein paar schnellen Bewegungen etwa einen halben Liter Milch ab, das Fohlen kriegt noch einen Schluck zum Trost. Danach ist die nächste Stute dran. So geht das täglich alle zwei Stunden bis zum Abend. Ein schwarze, besonders schöne Stute wird nicht gemolken. Ihr hat man nie abgewöhnen können zu schlagen, sagen unsere Gastgeber - Aufmüpfigkeit lohnt sich, wie man sieht manchmal auch für Pferde.

Wir reiten zurück zu Bagy, der mit dem Essen wartet, Suppe und heiße Käsebröte im Wog gebacken. Nachmittags ein kurzer Ritt in die andere Richtung, Sandro macht einen neuen vergeblichen Versuch zu fischen. Auf dem Rückweg lasse ich Chris auf Gitano reiten. Er ist begeistert und kann es kaum glauben, wie fein das Pferd nur mit Halsring reagiert. Wir kommen gerade rechtzeitig vor einem Wolkenbruch zurück und können uns noch in den Tippy flüchten. Wenig später Bagy Abschiedsmahl: Diesmal hat er sich selbst übertroffen. Es gibt seinen köstlichen Kartoffelsalat, Reis, Rotkohlsalat, gedünstete Knoblauchzehen mit Oliven und in Silberfolie gedünstetes Hammelfleisch. Zum Nachtisch einen Schokoladenkuchen mit Erdnußbuttercreme. Aus irgendwelchen Verstecken werden Wodka und Whiskey hervorgezaubert, was die Guides natürlich sofort spitz kriegen. Wir versuchen uns am Feuer notdürftig zu trocknen. In der Dämmerung und ziemlich blau, weil er ja nichts verträgt, macht Sandro noch seine Abendvisite bei den verschiedenen Patienten. Jagana schenkt Sandro zum Dank eine kunstvoll aus Rohleder geflochtene Hobel, der Verschuß aus geschnitztem Tierknochen. Ich werde meine Wolkenstein- und Burgenritt-Heftchen und die Photos von unseren Pferden los, für jeden Guide je ein Heft und mehrere Photos, sie freuen sich mächtig. In der Dunkelheit am Lagerfeuer singen die Mongolen ihre wunderschönen schwermütigen Lieder. Lieder von Helden, die gegen Tyrannen kämpfen, Liebeslieder, das Lied vom weißen Kamel, das unbarmherzig der Mutter entrissen wird, weil ein König es begehrt, und das herzergreifend nach seiner Mutter ruft, und ein wunderschönes fröhliches Lied von einem Mann, der durch die Steppe reitet und sich über sein herrliches, schnelles Pferd freut. Katzenwäsche hinterm Zelt und heute kein Mond.

12. Tag

Erst scheint es trocken, das Schiff soll zu Mittag kommen. Dann setzt doch wieder Regen ein, wir wollen trotzdem noch ein letztes Stück reiten. Gabrielle verliert beim Ritt ihre kleine Digital-Kamera. Deshalb wird aus dem Ritt wenig - alle, einschließlich der Guides reiten die Strecke in strömendem Regen x-mal auf und ab und suchen zwischen Grasbüscheln, Buschwerk, in Sumpflöchern und Steinlöchern nach der Kamera. Auch Tom Bataars sechster Sinn scheint sich auf so traditionelle Objekte wie Pferde zu beschränken, gegenüber Gegenständen der modernen Technik ist er machtlos. Das Schiff zeigt sich am Horizont, braucht aber noch etwa zweieinhalb Stunden bis zum Strand. Mehrmals bleibt es länger stehen - der Motor braucht hin und wieder eine Pause, wenn er zu lange läuft, werden wir später feststellen. Ein letztes Mal werden die Pferde gepackt, wir reiten zum Fluß runter, Reiher schauen uns ganz aus der Nähe zu. Bei immer noch strömendem Regen klettern wir die Hühnerleiter zu einem Fischfänger

hinauf, der vermutlich so um 1907 gebaut worden ist. Die Pferde werden nach und nach einfach freigelassen, die Trense unter dem Kinn, das Zaumzeug am Kopf verknotet. Sie versammeln sich zu einer grasenden Gruppe, trödeln von Grasbüschel zu Grasbüschel bis plötzlich ein weißes Pferd die Führung übernimmt - aus der Entfernung kann ich nicht mehr erkennen, wer es ist - und die ganze Gruppe in flinkem Trab Richtung Heimat trottet. Sie sind wieder unter sich, haben die Menschen abgeschüttelt und kehren, als sei nichts geschehen, in ihr Pferdeleben zurück. Sie kennen den Weg und werden jedes zu seiner Herde zurückkehren. Tom Baatar und Biamsu haben eigentlich nicht mehr zu tun, als ihnen nachzureiten. Mir kommen die Tränen, Tränen eines endgültigen Abschieds - mit ihnen kommt mir vor verschwinden ein wichtiger Teil meiner Träume und Hoffnungen in der mongolischen Steppe. Die Wirklichkeit hat mich unbarmherzig wieder ...

In der winzigen Kombüse des völlig verrosteten Fischfängers gibt es eine Jause und heißen Tee. Das Wetter hellt langsam auf und am Schluß kriegen wir sogar noch etwas Sonne ab. Den Ger müssen wir uns diesmal leider mit Karl teilen. Ein letztes Abendessen und Geschenke für die Guides. Dann noch mal ein wunderschöner Vollmond überm See. Sandro und ich tanzen Tango und Walzer im Kies am Ufer. Für den nächsten Tag haben wir uns einen Ritt gewünscht. Die Guides bringen Pferde. Natürlich ist es nicht dasselbe wie mit unseren vierbeinigen Freunden, aber Sandro entschädigt sich für die tagelange Enthaltensamkeit und galoppiert wie ein Wilder. Die Guides haben ihren Spaß dran, wechseln bei irgendwelchen Gers unterwegs immer wieder die müden Pferde aus und treiben vor allem die Männer zu immer wilderen Verfolgungsjagden an. Ich halte vorsichtshalber Abstand, denn Karl kriegt wieder die Differenzialsperre nicht raus.

Am Abend veranstaltet die Belegschaft von Toilogt, einige von ihnen sind Musikstudenten, einen Folklore-Abend mit Musik und Tanz für uns. In ihre farbenprächtigen Seidengewänder gekleidet mit weichen weißen Lederstiefen, spielen sie die mongolische Pferdekopfgeige, Zitter, Quer- und Piccoloflöte. Ein junger Mann singt dazu die traditionellen Obertongesänge und ein junges Mädchen tanzt eine etwas wildere Nomadenversion der thailändischen Tempeltänze.

Am nächsten Tag, der wieder strahlend schön ist, als gäbe es in der Mongolei kein schlechtes oder gar kaltes Wetter, Kanufahren auf dem See. Nach dem Mittagessen ab in den Bus. Wieder werden wir vier Stunden durchgeschuckelt, was das Zeug hält. Meine Magennerven halten diesmal nicht durch, und Thomas

versorgt uns alle mit Fernet Branca. Letzte Eindrücke von der weiten Steppe mit ihrem unendlichen Himmel, Adlern, Pferdeherden und Erdhörnchen, die unseren Augen inzwischen heimisch geworden sind. Dazu scheppert der Lautsprecher melancholische, mongolische Lieder.

Am Flughafen finde ich auf dem einzigen nicht unbedingt appetitlichen Klo, das mir in der Mongolei unter gekommen ist (sonst gab es entweder gar keine oder sie waren entgegen der Reiseführer-Voraussagen ziemlich sauber), eine bebilderte Händewaschanleitung neben dem Waschbecken. In mongolischer Schrift und mit sechs Photos daneben wird erklärt: man nehme die Seife - die es nicht gibt. Öffne den Hahn - der abgebrochen ist. Halte die Hände mit der nichtvorhandenen Seife darunter - reibe - spüle und trockne sie mit dem Tuch, das es vermutlich nie gegeben hat, ab. Ob das Poster auch in der Herrentoilette hängt? Leider muß von den Herren niemand. Es sind wieder einmal mehr Tickets verkauft worden, als es Plätze im Flugzeug gibt. Vor dem Abflug kommt es deshalb fast zu einer Prügelei mit einer britischen Modefotocrew. Thomas und Cecile waren im "Ort" und kommen zu spät - und die, die ihrer guten Laune und ihrem heiteren Eigenwillen in den letzten Tagen nicht wohlgesonnen waren, triumphieren schon, vor allem Thomas endlich in ernststen Schwierigkeiten zu sehen, das hätte er nun davon usw. Thomas ist nicht aus der Ruhe zu bringen. Ein wütender Mongole, der kein Ticket mehr gekriegt hat, klettert über die Absperrung des Ticketschalters und zerschlägt das Büro dahinter. Thomas wartet stoisch und kriegt dann nicht nur für sich und Cecile den Boardingpass, sondern lotst noch ein junges Paar mit durch, indem er steif und fest behauptet, die gehörten zu uns.

Das Fahrgestell kann nicht eingezogen werden, das Flugzeug fliegt also mit ausgefahrenem Fahrgestell. Um Mitternacht kommen wir trotzdem heil in Ulan Bator an und bekommen sogar noch ein Abendessen. Auf dem Weg zum Flughafen am nächsten Morgen fahren wir in zwei Kaschmirfabriken vorbei und decken uns mit warmen Winterpullis ein. Auf der Hauptstraße dann der Beweis, daß die Mongolen tatsächlich über alles drüberfahren ohne zu schauen. Sandro und ich sitzen vorne, es passiert alles in Zeitlupe. Wir fragen uns noch, warum der Busfahrer nicht ausweicht oder bremst. Doch er knallt einfach gegen einen Mann, der am Straßenrand steht und stößt ihn auf die Kühlerhaube eines parkenden Autos. Unsere Übersetzerin kriegt fast einen Nervenzusammenbruch und ich muß mal wieder die Situation in die Hand nehmen, damit überhaupt irgendwas geschieht. Ich überrede Sandro zu einem letzten Auftritt als Mediziner, überzeuge die zitternde Übersetzerin, die Rettung, die Polizei und ihren Arbeitgeber anzurufen und dränge darauf, das Transportproblem zu lösen - denn der Busfahrer wird wohl auf die Polizei warten müssen. Sandro hat inzwischen den

angefahrenen Mann untersucht - ein baumlanger massiger Kerl mit Handgelenken, die eine Männerhand kaum umschließen kann. Er liegt stöhnend über der Kühlerhaube des am Straßenrand geparkten Autos - erstaunlicherweise scheint ihm nicht viel zu fehlen. Die Mongolen sind so hart im Nehmen wie ihre Pferde, stellen wir fest. Für die allgemeine Nicht-Organisation in der Mongolei kommt der Krankenwagen erstaunlich schnell, der Mann scheint unter Schock, doch er kann gehen und wird abtransportiert. Dem Busfahrer gelingt es schließlich, einen geräumigen Jeep und einen Kleinbus anzuhalten. Nach kurzen Gehaltsverhandlungen sind die bereit, uns zum Flughafen zu bringen.

Pecking hat uns wieder, der absolute Kulturschock nach den zwei Wochen in einer von der Zivilisation fast unberührten Welt. Wir schlendern durch das Vorstadtviertel rund um unser Hotel. China ist so völlig anders, als ich es mir vorgestellt habe. Keine Spur von dem, was man für einen kommunistischen Staat hält. Es gibt alles Supermärkte mit amerikanischen und auch sonst allen Waren, kleine Geschäfte, große Geschäfte, viele Autos, fliegende Händler. Ab und zu nähert sich von hinten jemand, dem man besser ausweicht, wenn einem Kamera oder Geldbörse lieb sind - aber das hält sich in Grenzen. In den kleinen Seitengassen liegen Berge von Müll und modern bei 42 Grad Feuchthitze geruchsintensiv vor sich hin. Am Vormittag des nächsten Tages fahren wir mit dem Taxi zur chinesischen Mauer. Auf die Mauer kommt man mit der Seilbahn. An der Talstation ein Jahrmarkt von Andenkenbuden und Straßenküchen. Die Preise sind horrend und die Händler bestehen auf chinesischer Währung - offenbar verlassen sie sich darauf, daß die Touristen den Wechselkurs nicht geregelt kriegen und anstandslos zahlen. Für eine Handvoll Maccadamianüsse will eine Händlerin umgerechnet 12 Euro. Wir sind so verärgert über diese Übertreibung, daß wir auf die Nüsse verzichten. Die Händlerin bietet uns in rasantem Tempo niedrigere Preise an und landet schließlich bei einem Euro, nur um im Geschäft mit uns zu bleiben - aber uns ist die Lust auf Maccadamianüsse vergangen. In einer hygienisch nicht zu verdächtigen Schnellküche bestellen wir gedünstete Teigtaschen mit Sojasoße. Dann fahren wir mit der Seilbahn auf die Mauer hinauf - den Teil zumindest, zu dem die Touristen Zutritt haben. Da ich jetzt keine Zeit und Lust habe die Fremdenführerinformationen in meine eigenen Erinnerungen einzuarbeiten, hier das wichtigste in Kürze:

Die Chinesische Mauer ist mit 6350 Kilometern Länge (Hauptmauer 2400 km) und damit auch hinsichtlich Volumen und Masse das größte Bauwerk der Welt. Dabei besteht die Mauer aus einem System mehrerer teilweise auch nicht miteinander verbundener Abschnitte unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Bauweise. Wahrscheinlich war die Mauer jedoch länger als

heute bekannt: Anfang 2001 entdeckten chinesische Archäologen Reste der Großen Mauer in der Wüste 500 Kilometer westlich der Festung Jiayuguan, die bis dato als westlicher Endpunkt der Mauer galt. Die Wissenschaftler gehen davon aus, dass dieser Teil der Mauer gebaut wurde, um die mittlere Route der zu schützen, auf der reich beladene Handelskarawanen nach Westen zogen. Sie vermuten, dass auch hier noch nicht das Ende der Mauer lag.

Der chinesische Name "10.000 Li lange Mauer" beinhaltet eine Längenangabe. Ein Li entspricht etwa 575,5 m, 10.000 Li sind daher ca. 5755 km. Die Zahl 10.000 steht im chinesischen jedoch für Unendlichkeit bzw. eine unzählbare Menge, weshalb der Ausdruck etwa „unvorstellbar lange Mauer“ bedeutet.

Erste mauerartige Grenzbefestigungen entstanden wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in der Zeit der "Streitenden Reiche" als Schutz gegen die sich unter einander befehrenden Chinesen. Diese einzelnen Mauerabschnitte bestanden aus festgeklopftem Lehm, der zur besseren Haltbarkeit mit Stroh- und Reisigschichten vermischt wurde. 214 v. Chr. ließ der erste chinesische Kaiser, Qin Shihuangdi Schutzwälle errichten, die das chinesische Kaiserreich nach der Expansion über den Gelben Fluß gegen die Völker aus dem Norden schützen sollte. Im Unterschied zu schon vorhandenen alten Mauerresten wurde die Mauer nicht in den Tälern, sondern unterhalb der Kammlinie der Gebirge an den Nordabhängen errichtet. Sie bestand wegen des Fehlens von Lehm großen Teils aus aufeinander geschichteten Natursteinplatten.

Seitdem wurde die Mauer immer wieder aus- und umgebaut, die heute bekannte Form erhielt sie in der Zeit der Ming Dynastie der letzten großen Ausbauphase. 1493 begann unter Kaiser Hongzhi der Bau der Ming-Mauer, die dem Schutz gegen die Mongolen und der besseren Überwachung des Handels dienen sollte. Ihr Verlauf folgte den Bergkämmen; eine besonders aufwendige und teure Bauweise. Sie wurde weitgehend aus gebrannten Steinen und zum Teil auch aus Natursteinen errichtet. Der verwendete Mörtel bestand aus gebranntem Kalk und Klebreis. Das Innere des Mauerwerks verfüllte man mit Lehm, Sand und Schotter. Die Maße der Mauer sind unterschiedlich; im Gebiet von Peking sind 4 bis 8 m an der Basis und 10 m auf der Krone sowie eine Höhe von 6 bis 9 m üblich. Im Abstand von einigen hundert Metern wurden ungefähr 12 m hohe Türme errichtet, die als Waffenlager und Signaltürme dienten. Daneben boten sie bei Angriffen Schutz für die Verteidiger. Es wird geschätzt, daß bis zu 25.000 solcher Türme in der Mauer integriert waren und daß 15.000 weitere Signaltürme die Kommunikation mit der Hauptstadt sichern sollten. Reste von Signaltürmen wurden noch bei Kaschgar gefunden, der alten Handelsstadt in Chinas äußerstem Westen.

Während einige Teile der Mauer nahe Touristenzentren erhalten oder sogar restauriert wurden, sind große Teile der Mauer in schlechtem Zustand. Teilweise werden sie von Dörfern in der Nähe als Steinquelle für Häuser und Straßen genutzt. Abschnitte der Mauer wurden auch das Opfer von Graffiti oder wurden eingerissen, um Platz für andere Bauvorhaben zu schaffen. Im Dezember 1995 gab es noch keine Gesetze, um die Mauer landesweit zu schützen. Beijings lokale Gesetzgebung verbietet den Zugang zur echten Mauer für die Öffentlichkeit; dieses Gesetz ist seit August 1995 in Kraft.

Schon seit längerer Zeit wird behauptet, dass die chinesische Mauer das einzige Bauwerk sei, welches man mit dem bloßen Auge aus dem Weltraum oder gar vom Mond aus entdecken könne. Der erste chinesische Raumfahrer Yang Liwei sagte jedoch nach seinem Raumflug im Oktober 2003: Die Aussicht war wunderschön. Aber ich konnte die Große Mauer nicht sehen. Die chinesische Regierung ließ daraufhin neue Schulbücher drucken, in denen dies geändert wurde. Leroy Chiao konnte aber 2005 von der internationalen Raumstation ISS aus die chinesische Mauer entdecken und sogar Fotos von ihr mit einem normalen Fotoapparat anfertigen. Nach diesen Erkenntnissen soll man allerdings äußerst gute Witterungsbedingungen benötigen, um die chinesische Mauer aus dem All sehen zu können. Yang Liwei hatte einfach Pech mit dem Wetter. Es gilt aber als ausgeschlossen, daß sie vom Mond aus ohne Hilfsmittel zu sehen ist.

Beim Klettern über die unendlich vielen Stufen und durch die verschiedenen Wachtürme, das alle kennt man ja von Postkarten und anderen Abbildungen, bleibt uns trotz recht guter Kondition fast der Atem weg. Wie die Soldaten das früher gemacht haben, wenn sie da rauf und runter mußten ... Aus irgendwelchen Winkeln kommen immer wieder fliegende HändlerInnen. Sie schauen sich schnell um, wenn sie etwas anbieten, denn eigentlich dürften sie das nicht. Offenbar haben die Händler der Stände an der Talstation ein Monopol. Sandro erhandelt schließlich von einer gebürtigen Mongolin zwei eigroße Plastikschnitzereien, auf denen die chinesische Mauer zu sehen ist. Die Mongolin rät uns, das Zeug gleich in den Taschen verschwinden zu lassen. Spaßhalber fragen wir später bei einem der Stände, die die gleichen Dinger anbieten, nach dem Preis: Der Schwarzmarktpreis auf der Mauer betrug mit ca. einem Dollar pro Stück ein Zehntel des offiziellen Preises! Statt der Seilbahn nehmen wir auf dem Rückweg die Sommerbobbahn hinunter zur Talstation. In kleinen Sepentinen schlängelt sich der Bob durch eine asiatische Parklandschaft - eine sehr originelle Art, die chinesische Mauer zu verlassen.

Am abend treffen wir Mireille und Christian, die auf ihrer Rückreise nach Europa auch im Sino-Swiss Station machen. Im Hotel gibt es drei Restaurants. Wir

entscheiden uns für den mongolischen Ger und schwelgen in Erinnerungen in dem heimeligen Rundzelt. Die Kellnerin hat sofort Mireilles knapp ein- und zweijährige Söhne im Arm. Für den Rest des Essens sind sie verschwunden. Sie werden offenbar auch im benachbarten japanischen und im chinesischen Restaurant herumgereicht. Mireille kennt das schon und verläßt sich voll auf die asiatische Kinderfreundlichkeit, zwischendurch tauchen die Kleinen wieder auf und lauschen auf irgendwelchen Armen sitzend aufmerksam den verschiedenen dazugehörigen Sprachen, bevor sie auf irgendwelchen anderen Armen verschwinden und schließlich auf denen ihrer Eltern friedlich einschlafen.

Mit der U-Bahn fahren wir am nächsten Tag ins Stadtzentrum. Am Vormittag wollen wir den Himmelstempel anschauen - am Nachmittag die verbotene Stadt. Auf dem Stadtplan liegt das alles wenige Straßen voneinander entfernt, deshalb fahren wir zur U-Bahnstation Verbotene Stadt und schlagen uns von dort zu Fuß durch. Das ganze wird ein endloser Fußmarsch durch die breiten, dicht befahrenen Straßenzüge, die in den letzten Jahren in Vorbereitung auf die Olympiade 2010, durch das Zentrum geschlagen wurden. Auf der einen Straßenseite schon die Paläste von BMW, Lufthansa und anderen internationalen Wirtschaftsriesen, auf der anderen Seite riesige Plakatwände mit Werbung im Stil der 50/60er Jahre und Computeranimationen, wie das neue Peking in wenigen Jahren aussehen wird, wenn man das alte Peking, das sich jetzt noch vor dem Blick der Touristen und Wirtschaftsriesen verborgen dahinter befindet einmal geschliffen haben wird. Warum die sich auf dem Platz des Himmlischen Friedens noch die Mühe machen die roten Fahnen des Kommunismus rauszuhängen, ist mir ein Rätsel - die Stoffetzen scheinen mir das einzige was vom Kommunismus in China übriggeblieben ist. Hin und wieder eine winzige Pforte in den Pappwänden, die in die Elendsviertel des alten Peking führt. Wenn es stimmt, was in den internationalen Medien berichtet wird, werden die Bewohner dieser Viertel ohne Rücksicht auf Verluste ausgesiedelt und können dann schauen, wo sie unter kommen - aber wir hatten keine Zeit, das nachzuprüfen. Wir kommen statt dessen nach einem sicher einstündigen Fußmarsch über glühenden Asphalt zur Parkanlage des Himmelstempels. Die breite Prachtallee ist noch passierbar, das Herzstück der Anlage, die Halle des Ernteopfers mit dem blauen Pagodendach ist leider eingepackt, weil eifrig restauriert wird. So schlendern wir drumherum und bewundern die viele hundert Jahre alten Bäume, die den Komplex umgeben.

Der Himmelstempel entstand 1421 zusammen mit dem Kaiserpalast, und hier mußte der Kaiser mehrmals im Jahr "Zwiesprache mit dem Himmel" halten, von dem er sein "Mandat", also die Legitimation zu herrschen, erhalten hatte. Der Himmel war dabei weder ein spezieller Ort, noch mit einer Person oder einem

Gott verbunden, eher ein abstrakter Begriff. Man glaubte allerdings, daß auf der Erde nur Harmonie (und damit Wohlstand) herrschen konnte, wenn auch im Makrokosmos der gesamten Existenz Harmonie herrschte. Diese mußte der Kaiser beschwören, damit die Natur sich nicht durch Unwetter, Überschwemmungen und Dürren an den Menschen rächte. Denn nur wenn die Natur vorteilhaftes Wetter bereithielt, konnten gute Ernten eingefahren werden, die Menschen überleben und zu Wohlstand gelangen. Konfuzius sagte, für die einfachen Menschen sei Essen der Himmel.

Zu diesen Opfern an den Himmel zog der Kaiser mit großem Gefolge aus dem Palast auf der breiten Prachtallee (heute Qianmen Dajie) nach Süden, die Himmelsrichtung, die mit dem Himmel in Verbindung gebracht wurde. Er wohnte dann eine Nacht im Palast der Abstinenz im Westen der Tempelanlage und fastete. Am nächsten Tag betrat er den erhöhten Ehrenweg, der auf Chinesisch Danbiquiao ("Brücke der zinnoberroten Stufen") heißt. Durch ihn sind die wichtigen Gebäude, die alle auf einer Nord-Süd-Achse liegen, miteinander verbunden. Von seinem Palast wandte sich der Kaiser nach Norden und fand dann auf der rechten Seite in einer Ausbuchtung des Wegs ein Zelt vor, in dem er sich für die Zeremonien umkleidete. Den Rest des Wegs legte er barfuß zurück, schritt durch das Tor des Ernteopfers in den großen Innenhof, den die runde Halle des Ernteopfers dominiert. (Diese Halle wird häufig mit dem Himmelstempel gleichgesetzt, was jedoch nicht zutrifft. Sie war für die Zeremonie nur der zweitwichtigste Ort, weshalb die gesamte Anlage korrekt übersetzt eigentlich "Himmelsaltar" heißen müßte.)

Die Halle des Ernteopfers nimmt Betrachter jedoch wegen ihrer perfekten Proportionen ein. Sie ist 38 m hoch und 30 m im Durchmesser, steht auf drei Terrassen und hat ein dreistufiges Dach. Die drei Dächer sind mit 50.000 blauen Glasurziegeln bedeckt und von einer goldenen Perle gekrönt. Zierliche Dekorationen sind auf den Balustraden zu sehen, wie im leiten schlanke Drachenköpfe das Wasser ab. Im Inneren der Halle sind heute die Opfer nachgestellt, doch man sollte sein Augenmerk besser auf die Dekoration und die Symbolik richten. Die vier inneren Säulen tragen das oberste Dach und repräsentieren die vier Jahreszeiten. Die nächste Runde besteht aus zwölf Säulen, die für die zwölf Monate stehen, während die äußeren zwölf Säulen die zwölf Doppelstunden des Tags symbolisieren. Hier opferte der Kaiser am 15. Tag des ersten Mondmonats mit der Bitte um eine gute Ernte. Dafür wurden die Geistertafeln des Himmels und die Ahnentafeln der kaiserlichen Vorfahren vom Himmelsgewölbe hierher gebracht. Der Kaiser brachte Weihrauch, Tiere, Wein, Jade und Seide dar, und während draußen das Palastorchester spielte, führte er den Kotau aus, den sonst die Untertanen vor

ihm zu absolvieren hatten: drei tiefe Verbeugungen und neunmaliges Niederwerfen auf den Boden.

Nach Abschluß dieser Zeremonie ging der Kaiser zurück auf den langen Ehrenweg Richtung Süden. Dabei kam er an besagtem Himmelsgewölbe vorbei, einer einstöckigen runden Halle, die wie eine verkleinerte Kopie der Halle des Ernteopfers wirkt. Sie ist heute von einer Mauer umgeben, an der entlang ein Echo laufen soll. Allerdings probieren immer so viele Leute die Wirkung aus, daß man kaum sein eigenes Wort versteht.

Durch mehrere Ehrentore gelangte der Kaiser schließlich zum eigentlichen Himmelsaltar. Er wurde erstmals 1530 errichtet und bestand damals aus blauen Steinplatten. Qianlong ließ ihn 1749 aus weißem Bruchstein wesentlich vergrößern, damit er in angemessener Umgebung am Tag der Wintersonnenwende, an dem die Tage des Lichts, das wie der Himmel dem männlichen Element des yang zugeordnet ist, die Oberhand über die Tage des Dunkels, das wie die Erde zum weiblichen Element des yin gehört, gewinnen, "Zwiesprache mit dem Himmel" halten konnte. Er berichtete dann dem Himmel über sein vergangenes Regierungsjahr und bat um Segen für das folgende Jahr.

Sehr auffällig ist die Zahlensymbolik am Himmelsaltar. Wie der Himmel, der Süden und die Sonne gehören auch die ungeraden Zahlen zum Element yang, mit der Neun an oberster Stelle. So mißt die oberste Plattform des Altars 9 zhang (etwa 27 m) im Durchmesser, die mittlere 3 mal 5 zhang, die untere 3 mal 7 zhang. Auch die Säulen folgen einem Neunerrhythmus, oben 36 (9 mal 4), in der Mitte 72 (9 mal 8) und unten 108 (9 mal 12); insgesamt sind es 216 (9 mal 24). Da dürfen natürlich auch die Bodenplatten nicht aus dem Rahmen fallen, so daß sich um die große runde Platte in der Mitte 9 Platten legen. Jeder folgende Ring hat 9 Platten mehr, bis auf der obersten Ebene 81 (9 mal 9) erreicht sind. Auf der nächsten Ebene geht es mit 90 (9 mal 10) weiter bis 162 (2 mal 9 mal 9), auf der dritten Ebene bis 243 (3 mal 9 mal 9). An diesem heiligen Ort wurden zu den Opferzeremonien Altäre und Zelte aufgebaut, der Kaiser las Gebete und opferte Wein und Tiere. Zum Schluß wurden die Opfergaben in den unten seitlich stehenden Öfen verbrannt, so daß sie als Rauch in den Himmel gelangen konnten.

Die schwarze Steinplatte des Himmelsaltars ist kaum zu sehen, weil sich ständig vor allem chinesische Touristen darauf drängeln, um Gruppenphotos zu machen. Während ich ihnen erschöpft von dem langen Fußmarsch zuschaue, kommt mir der Gedanke, daß das Land für den brutalen Wucher des internationalen Kapitalismus und Konsumzwangs vielleicht deshalb so empfänglich ist, weil die

kommunistische Kulturrevolution in China den Bezug zu den eigenen Wurzeln wirklich absolut und dramatisch zerstört hat. Wer käme bei uns, auch wenn kein Katholik oder Christ auf den Gedanken auf den Altar im Petersdom oder auch in einer anderen Kirche zu klettern, um ein Erinnerungsphoto zu schießen?! Die Kulturrevolution war sicher notwendig und hat wie viele andere Revolutionen viele alte Zwänge wohl nur mit Gewalt entfernen können. Doch die Gründlichkeit mit der man sich von den eigenen Wurzeln entfernt hat, macht wohl auch anfällig für die platten Versprechen der rücksichtslosen Zement- und Supermarkt-Kultur.

Auf dem Rückweg will Karl unbedingt in einer der einfachen Straßengarküchen etwas essen. In der kleinen Imbißbude werden gedünstete Teigtaschen, Fleisch und Gemüse angeboten. Wir sind die einzigen Ausländer in dem Laden und ein Blick auf seinen hygienischen Gesamtzustand reicht mir - ich will weder essen noch trinken. Sandro und Karl bestellen Teigtaschen und Bier und essen mit großen Vergnügen, und Sandro kriegt noch am gleichen Abend einen höchst seltsamen Ausschlag an den Oberschenkeln, der lange nicht mehr weggeht. Ich möchte unbedingt den Rückweg auf der anderen Seite der Pappwände zurücklegen, deshalb schlüpfen wir durch eine der kleinen Pforten und tauchen ins alte Peking - eine andere Welt. Photos haben wir hier keine gemacht, es hätte wohl zu voyeuristisch gewirkt. Vielleicht waren bei uns die Vorstädte des Mittelalters so? Schmale verwinkelte Gassen, keine Kanalisation, niedrige, ein- bis zweistöckige Häuschen, eins ans andere geklebt, enge verwinkelte Korridore, die zu ebensolchen Innenhöfen führen, überall modert geruchsintensiv Müll vor sich hin - es ist Elend pur, aber irgendwie der lebendigste Teil dieser riesigen Stadt. In Erinnerung an seinen sechsmonatigen Chinaaufenthalt in der chinesischen Provinz will Karl es sich nehmen lassen, eines der öffentlichen Pissoires zu benutzen. Er strahlt, als er wieder rauskommt, denn er war wohl schon frustriert vom modernen Zementpeking und es drängt ihn, mir ausführlich von diesem eindrucksvollen Relikt Originalpeking zu berichten. Ich bitte ihn, es zu lassen. Als wir durch eine der kleinen Pforten wieder rausschlüpfen, kommen wir bei einem kleinen Gemüseladen vorbei, der nicht mehr ganz so verdächtig aussieht und erstehen drei Mango zu je einem Kilo.

Wir schlagen uns wieder durch die Auswüchse der modernen Zementwüste, breite verkehrsreiche Straßen und Einkaufspaläste voller Scheußlichkeiten. Als wir endlich bei der verbotenen Stadt ankommen ist es schon wieder fast fünf Uhr, wie am Nachmittag unserer Ankunft vor gut drei Wochen, Menschenströme schieben sich durch die Eingangsgewölbe, die Anlage schließt gerade. Schon wieder! Der Vollständigkeit halber deshalb eine kurze Beschreibung dessen, was wir dann nur im Führer sehen.

Die Verbotene Stadt - Machtsymbol der Kaiser Als großartig und eindrucksvoll wird die Verbotene Stadt von ihren Besuchern beschrieben. Mitten im Zentrum Pekings gelegen, ist sie ein Symbol für 5000 Jahre chinesische Geschichte und Kultur.

Mit ihren 72 Hektar (720.000 Quadratmeter) ist die "Purpurrote Verbotene Stadt", wie sie im früheren China genannt wurde, die größte Palastanlage der Welt. Der Name bezieht sich nicht etwa auf die Farben der Gebäude, sondern gründet auf einem Mythos. Danach hatte der Herrscher des Himmels einen purpurroten Palast. Er galt als Mittelpunkt des Himmels. In Anlehnung daran glaubte man der Palastkomplex sei das Zentrum der Menschheit, weshalb man ihn als Purpurrote Verbotene Stadt bezeichnete. Heute spricht man weniger glanzvoll vom Palast-Museum.

1406 begann der Ming-Kaiser Yongle mit dem Bau der Stadt, die 1420 fertiggestellt wurde. Mit wenigen Veränderungen ist sie bis heute in diesem ursprünglichen Zustand erhalten geblieben. Historische Quellen berichten über einer Million Arbeiter und 100.000 Kunsthandwerker, die an der Vollendung des Projekts beteiligt waren. Tausende gewaltiger Steinplatten wurden gebraucht. Die größte mit einer Fläche von 16,57 auf 3,07 Meter und einer Dicke von 1,7 Meter wurde über eine Entfernung von 50 Kilometer herbeitransportiert. 20.000 Arbeiter mußten die 250 Tonnen schwere Platte im Winter über eine künstlich angelegte Eisschiene ziehen, wozu sie 28 Tage brauchten.

Alle 9.999 Gebäude sind aus Holz und Stein gefertigt und symmetrisch angeordnet. Die Verbotene Stadt, die vom gemeinen Volk nicht betreten werden durfte, wird von einem 52 Meter breiten und sechs Meter tiefen Graben umgeben und von einer 3,4 Meter langen und 10 Meter hohen Mauer geschützt. In jeder Himmelsrichtung befindet sich jeweils ein großes Tor mit einem Turm darauf.

Die Stadt teilt sich in zwei Bezirke, den sogenannten inneren und äußeren Hof. Der äußere Hof liegt im Süden und wurde als Arbeitsbereich genutzt. Hierzu gehören Gebäude wie die Halle der Höchsten Harmonie (Tai He Dian), die Halle der Mittleren Harmonie (Zhong He Dian) und die Halle der Wahrung der Harmonie (Bao He Dian). In der Halle der höchsten Harmonie wurden die wichtigsten Zeremonien der feudalen Dynastien abgehalten: Krönungen, Trauungen und die Verleihung von Titeln an hohe Beamte. Der innere Hof wurde als Wohnbereich genutzt. Hier lebte die kaiserliche Familie zusammen mit hunderten von Hofdamen und Palast-Eunuchen. In der Halle der Pflege der Persönlichkeit lebten und verrichteten die meisten Qing-Kaiser ihre

Regierungsgeschäfte

Nach der Revolution von 1911 dankte der letzte Kaiser der Ching-Dynastie, der noch ein Kind war, ab. Ihm, seiner Familie und dem Gefolge wurde erlaubt im Palast zu bleiben. Die republikanischen Truppen vertrieben sie schließlich 1924 und machten die Verbotene Stadt für die Öffentlichkeit zugänglich.

Wir schlendern noch ein bisschen um die Anlage herum, völlig erschöpft von den endlosen Fußmärschen bei über 40 Grad feuchter Hitze, und finden dann tatsächlich die Haltestelle des Sino-Swiss-Shuttlebusses. Am Abend entscheiden wir uns für das japanische Restaurant und bekommen in vielen kleinen Gängen das beste und ungewöhnlichste Essen serviert, das ich je in meinem Leben gekostet habe.

Godele von der Decken, Südtirol / Italien